



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

VIERZEHNTER BAND

1978

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IN DER AULA DER UNIVERSITÄT BONN
30. MAI 1978
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS

Herr Bundespräsident,
Exzellenzen, Herren Minister, Staatssekretäre und Abgeordnete,
Meine sehr verehrten Damen
und Herren!

Zu seiner sechszwanzigsten Öffentlichen Sitzung ist der Orden wieder hier in Bonn zusammengekommen, nachdem er im letzten Jahr sich in der Paulskirche zu Frankfurt versammelt hatte. Die Sitzung findet innerhalb des Jahres nahezu am gleichen Tage statt, an dem einst der Orden 1842 gegründet worden ist. Das Ordenskapitel dankt Ihnen, daß Sie der Einladung in die Aula der Friedrich-Wilhelms-Universität gefolgt sind und heißt Sie herzlich willkommen. Wir sind glücklich, daß diesmal wieder der Protektor des Ordens unter uns weilt. Ihnen, hochverehrter Herr Bundespräsident, gilt der erste Gruß, zugleich aber auch unser Dank, der hier in aller Öffentlichkeit dafür ausgesprochen sei, daß Sie dem Orden beständig Ihre Aufmerksamkeit und Fürsorge zuteil werden lassen, ohne die er in seiner traditionellen Form nicht bestehen könnte.

Daß Sie, verehrte Frau Heinemann, auch heute wieder hier sind und damit Ihre fortdauernde Verbundenheit mit dem Orden zu erkennen geben, freut uns ganz besonders.

Dann begrüße ich den Herrn Bundestagspräsidenten Professor Carstens sowie die Vertreter des Herrn Bundesministers des Innern, den Herrn Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes Niedersachsen, Herrn Professor Pestel, die Repräsentanten der Kirchen beider Konfessionen, die Herren Abgeordneten des Bundestages, die Angehörigen des Diplomatischen Korps, insbesondere die Botschafter Belgiens, Frankreichs, Großbritanniens, Jugoslawiens, der Schweiz und der Vereinigten Staaten, die Präsidenten der Akademien, die Mitglieder des Wissenschaftsrates und vor allem auch Herrn Dr. Daniels, den Oberbürgermeister der Stadt Bonn.

Herzlicher Gruß gilt dem Rektor der Universität, Magnifizenz Heupel, und hier verbinde ich den Gruß mit dem Dank dafür, daß wir in diesem Jahr wieder im schönen Festsaal der Universität zu Gast sein können. Lehrende und Lernende machen die Universität aus, bilden – oder sollten es wenigstens – deren Einheit und deren geistige Form. Unter diesem Zeichen gilt der Gruß des Ordenskapitels den Vertretern der Studentenschaft, des AStA und des Studentenparlaments, die unserer Einladung folgend hier zugegen sind. Es ist wohl begreiflich, daß sich das Kapitel über die Teilnahme nicht weniger ausländischer Ordensmitglieder besonders freut und sie eigens begrüßt:

ANDREAS ALFÖLDI aus Princeton

PIERRE BOULEZ aus Paris

SIR ERNST GOMBRICH aus London

FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK aus Großbritannien

GEORGE F. KENNAN aus Princeton

SIR HANS ADOLF KREBS aus Oxford

STEPHAN KUTTNER aus Berkeley

EMIL STAIGER aus Zürich
SIR RONALD SYME aus Oxford
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN aus Zürich.

Der Orden hat sechs Mitglieder durch den Tod verloren:

Den Byzantinisten und Historiker GEORG OSTROGORSKY
in Belgrad
Den Musikhistoriker THRASYBULOS GEORGIADES
in München
Den Chirurgen EMIL KARL FREY
in München
Den Schriftsteller CARL ZUCKMAYER
in Saas Fee.

Über sie werden wir anschließend in besonderen Gedenkworten hören. In der letzten Zeit schieden von uns der Romani-sche Philologe HUGO FRIEDRICH in Freiburg und der Schrift-steller HANS ERICH NOSSACK in Hamburg. Ihrer können wir erst bei der nächsten Öffentlichen Sitzung gedenken.

Ich begrüße Frau Elisabeth Frey, Frau Anna-Barbara Geor-giades, Frau Alice Herdan-Zuckmayer mit ihrer Tochter Frau Maria Guttenbrunner, Frau Ellen Friedrich-Gottlieb und ver-sichere sie als nächste Angehörige unserer Verstorbenen auch von hier aus der Anteilnahme des Ordens an ihrem Verlust.

In Anbetracht des nicht kleinen Programms unserer Sitzung muß ich mich mit den folgenden Mitteilungen kurz fassen. Im Oktober vergangenen Jahres hat eine interne Tagung des Ordens in Celle stattgefunden, die neben den allgemeinen Aussprachen und Beratungen durch Referate der Herren

GENTNER, LIGETI und MAIER-LEIBNITZ besonders bereichert worden ist. Von dem Werk *ORDEN POUR LE MÉRITE* ist der zweite Band, der die Mitglieder von 1882 bis 1952 enthält, im Druck. Die Ausstellung über den Orden, bestehend aus Bildern, Briefen und anderen Dokumenten sowie Werken von Ordensmitgliedern, die im letzten Jahr in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt gezeigt worden sind, war insofern ein Erfolg, als sie sehr zahlreiche Besucher angezogen hat. Es kommt dem Wunsche des Kapitels entgegen, den Orden, seine Geschichte, seine Struktur und seine Geltung im In- und Ausland auch der Öffentlichkeit bekannter zu machen, wenn diese Ausstellung, allerdings gegenüber Frankfurt in etwas veränderter Ausrichtung, im Herbst und Winter auch hier in Bonn in der Universitätsbibliothek und dann in Berlin im Preußischen Geheimen Staatsarchiv gezeigt werden wird.

Meine Damen und meine Herren, hier in dieser Aula hat bei der Öffentlichen Sitzung des Ordenskapitels im Jahre 1962 Carl Burckhardt über das Thema „Kalter Krieg im siebzehnten Jahrhundert“ einen Vortrag gehalten, der – nicht nur wegen der damals sich aufdrängenden Anklänge an Zustände der neuen Zeit – bei allen, die ihn gehört oder später gelesen haben, in nachhaltiger Erinnerung geblieben ist. Carl Burckhardt war ausländisches Mitglied des Ordens, Historiker und Diplomat zugleich. Der Vortrag, den wir nachher hören werden, knüpft gewiß nicht seinem Inhalt nach, aber doch insofern daran an, als George Kennan, der der Bitte, hier zu sprechen, zu unserer Freude entsprochen hat, ebenfalls unser ausländisches Mitglied, ebenfalls Historiker und Diplomat und auf dem wissenschaftlichen und diplomatischen Felde gleich bewandert ist.

Zuvor aber hören wir die Gedenkworte.

GEDENKWORTE

GEORG OSTROGORSKY

19. 1. 1902 – 24. 10. 1976



G. Ostrogorsky

Gedenkworte für
GEORG OSTROGORSKY

von
Sir Ronald Syme

Am heutigen Tage ehrt der Orden das Andenken von Georg Ostrogorsky, der im Herbst des vorletzten Jahres verstarb.

In diesem Jahrhundert haben Krieg und Revolution nicht nur einmal, sondern zweimal, tiefgreifende Veränderungen in der Welt der Wissenschaft hervorgerufen, und viele Gelehrte waren gezwungen, ins Ausland zu gehen. Ostrogorsky gehörte zu den letzten Überlebenden der ersten *Diaspora*.

Er wurde 1902 in Petersburg (wie die Stadt damals noch hieß) geboren. Dort erwarb er an einem hervorragenden Gymnasium seine erste Bildung, wobei er sich solide Grundkenntnisse in klassischer Philologie aneignete. Seine akademische Ausbildung begann er in einem anderen Land, an der Universität Heidelberg, im Jahre 1921.

Anfangs galt das Interesse des jungen Gelehrten der Nationalökonomie und der Soziologie. Er fühlte sich jedoch bald zu den

byzantinischen Studien hingezogen, deren Anziehungskraft auf ihn durch einen einjährigen Aufenthalt in Paris (1924/25) noch erheblich verstärkt wurde. Danach ging Ostrogorsky nach seiner Promotion in Heidelberg im Jahre 1928 nach Breslau, um dort als Privatdozent zu wirken.

Dann kam das Schicksalsjahr 1933. Ostrogorsky folgte einer Einladung, den Lehrstuhl für byzantinische Studien in Belgrad zu übernehmen. Diese Stadt war von da an der Ausgangspunkt seiner nie erlahmenden Tätigkeit als Forscher und Lehrer; in der Folge gründete er ein Institut für byzantinische Studien (1948).

Dies ist weder der rechte Ort noch der rechte Anlaß, um seine vielfältigen Beiträge zu den Erkenntnissen der Wissenschaft rückschauend zu würdigen. Gestatten Sie mir, ein Gebiet herauszugreifen und in den Vordergrund zu rücken. Durch Fleiß und Eifer sind viele Forscher in der Lage, Mengen von gelehrten Abhandlungen hervorzubringen – ohne aber jemals ein Buch zu schreiben. Ostrogorsky hingegen unterwarf sich der Disziplin und der Konzentration. Bevor er vierzig Jahre alt war, vollendete er seine *Geschichte des byzantinischen Staates*. Dieses Buch, ein Meisterwerk von bleibendem Wert, erschien im Jahre 1940 in München und ist in viele Sprachen übersetzt worden.

Das war ein glücklicher Umstand, denn es geschah kurz bevor Jugoslawien in Krieg und Zusammenbruch hineingezogen wurde. Wissen und Wissenschaft sind eine Art Kriegführung gegen Zeit und Schicksal. Ostrogorsky ragt als heroische Gestalt heraus – siegreich auf allen Gebieten.

Man kann der Versuchung nicht widerstehen, den Dichter Lukrez zu zitieren. Er feiert den Sieg seines Meisters Epikur, dessen ›*vivida vis animi*‹ einen weiten Bereich eroberte,

unde refert nobis victor quid possit oriri
quid nequeat, finita potestas denique cuique.

Um in jener Sprache zu sprechen, muß ein Historiker in der Tat ermitteln, was geschehen kann und was nicht geschehen kann – und er muß auch die Grenzen seines Wissens kennen. Man braucht nicht auf die Exponenten der ehrgeizigen Geschichtsphilosophie Bezug zu nehmen. Ostrogorsky ließ sich nicht durch solcherart Zeitvertreib belasten.

Vielleicht sollten wir uns besser auf den Vater der Geschichte in der Vorstellungswelt der Griechen berufen. Ich meine nicht Herodot, sondern den epischen Dichter, der über einen internationalen Krieg berichtet – der zwar in gewisser Hinsicht international war, jedoch keineswegs nach modernen Grundsätzen geführt wurde.

Zu den edelsten Gestalten in der *Ilias* gehört Sarpedon. Weder Grieche noch Trojaner, sondern Führer der Verbündeten, der seine Krieger aus einem fernen Land, aus Lykien im Südwesten Kleinasiens, nach Troja brachte.

Sarpedon richtet folgende Worte an seinen Gefährten Glaucus: »Lieber Freund, wenn wir uns aus diesem Krieg heraushalten und weiterleben könnten, verschont von Alter und Tod, so würde ich nicht in der vordersten Reihe kämpfen und ich würde dich nicht in den Kampf schicken, den Kampf, der Männer adelt. Doch nun vorwärts, denn wir müssen unserem Schicksal ins Antlitz sehen.«

Als Sarpedon dann schließlich nach heldenhaften Taten im Kampfe fiel, überkam Zeus, den Vater der Götter und Menschen, Trauer und Mitleid. Er gab Schlaf und Tod (Hypnos und Thanatos) Weisung, Sarpedon in seine Heimat, das weite Land Lykien am Flusse Xanthos, zurückzubringen, damit ihm dort ein Grabmal errichtet und bleibende Ehre zuteil werde.

Georg Ostrogorsky liegt nicht an der Newa, sondern an der Donau begraben. Die südslawischen Länder gewährten vielen russischen Emigranten Gastfreundschaft und boten ihnen eine geistesverwandte Atmosphäre. Ich möchte auch Dimitri Sergejewski nicht unerwähnt lassen, der lange Jahre Direktor des Archäologischen Museums in Sarajewo war. Er war Schüler Rostowzews – und auch Offizier in der Armee des Zarenreiches gewesen.

Ostrogorsky fand in Belgrad eine zweite Heimat; und in seinem späteren Leben konnte er den Beziehungen zwischen Serbien und Byzanz viel Aufmerksamkeit widmen. Er fand dort auch eine Frau, eine Dame aus Mazedonien, die ihm eine echte Lebensgefährtin war: Fanula Papazoglou, die noch heute den Lehrstuhl für Alte Geschichte in Belgrad innehat.

Ostrogorsky verbrachte dreiundvierzig glückliche Jahre seines Lebens in seiner zweiten Heimat. Weit von Rußland zwar, ihm jedoch nie entfremdet. Er bewahrte seine Liebe zur Sprache und zu den Dichtern. Seine letzte Arbeit schrieb er sogar in seiner Muttersprache.

Ostrogorsky war ein Gelehrter, der auf Genauigkeit Wert legte und nach strengen Maßstäben arbeitete, aber er war zugleich heiter und ausgeglichen in seinem Charakter und offen und fröhlich in seinem Wesen. Er gewann viele Freunde, in vielen Ländern. Wir gedenken seiner mit aufrichtiger und herzlicher Zuneigung.

THRASYBULOS G. GEORGIADES

4. 1. 1907 – 15. 3. 1977



The Fleetside

Gedenkworte für

THRASYBULOS GEORGIADES

von

Hans-Georg Gadamer

Thrasybulos Georgiades, von Geburt Grieche, seines Zeichens Musikhistoriker, war im Rahmen seines Faches eine höchst ungewöhnliche Erscheinung. Aber es läßt sich kaum ein Rahmen denken, in dem er nicht eine höchst ungewöhnliche Erscheinung gewesen wäre. Als er, ein anerkannter Gelehrter, im Jahre 1974 in den Kreis unseres Ordens aufgenommen wurde, ging ihm der Ruf voraus, nicht nur einer der führenden Musikhistoriker unserer Zeit zu sein, sondern selber fast so etwas wie ein Musiker, ein musischer Historiker, dem sein Forschungsfeld Präsenz hatte, nicht die von Dokumenten und Noten, sondern die klingende Präsenz der Töne. Und in der Tat: wie sein Feld für ihn, so war er selber von zwingender Präsenz: der große Kopf zwischen breiten Schultern, die starke Gestik des Südländers und vor allem seine Art zu sprechen. Seine Beherrschung der deutschen Sprache war vollkommen,

seine Vertrautheit mit der deutschen Dichtung ein elementares Faktum seiner geistigen Existenz – er gehörte der deutschen Sprachwelt ganz und gar an, und wenn er sprach, sehr artikuliert, langsam, zögernd, das rechte Wort suchend und findend, war dies Sprechen wie ein schöpferisches Entdecken: als ob jedes Wort aus dem Granit der Sprache eben herausgehauen würde, scharfkantig, von blitzender Neuheit und von einer Nennkraft, die noch den Meißelschlag des Sprechers nachzittern ließ. Aber so war er. Das war seine Natur, immer derselbe, ob er im intimen Gespräch sich ganz zuwandte oder in größerem Kreise das Wort nahm – er »nahm« förmlich das Wort –, oder ob er vom Vortragspult aus sprach und seine Sache, das flüchtige Zeitleben der Töne, mit Worten und mit der Gestik der Stimme und der Hände wahrhaft hinzauberte – durchaus kein »Redner«, kein anspruchsvoller Stilist, fast formlos, selbstvergessen in seiner Sache aufgehend.

Seine Sache aber war die Musik. Sie hatte ihn unwiderstehlich angezogen, von Jugend an, und als er, damals schon ein junger Bauingenieur, mit 25 Jahren nach München kam, wurde er der Schüler des dortigen Musikhistorikers Rudolf von Ficker, dessen Nachfolger er eines Tages sein sollte. Seine Frau wurde die Cembalistin Anna Barbara Speckner. Zu seinen Lehrern und Freunden zählte auch Carl Orff.

Damals hat es sich entschieden: er wählte Deutschland, er wurde Historiker. Aber er war Grieche und für ihn war die Musik nicht nur der Gegenstand seiner Liebe und seiner Erkenntnisinteressen, sondern eine elementare Mitgift seiner griechischen Heimat. Die griechische Volksmusik – an deren rhythmischer Kraft er sogar etwas von der antiken Musik wiederzuerkennen suchte – bildete den Hintergrund, von dem aus er sich selbst begriff, er, der von Jugend auf ein glühender

Bewunderer der Wiener Klassik war. Wie dies reifen konnte, wie die Musik »absolute« Musik wurde, diese lange Geschichte der abendländischen Musikentwicklung von den Griechen an war es, dem fortan seine Forschung galt. So wurde er ein adoptierter Sohn der romantischen Geisteswissenschaften. Er sollte ihnen Ehre machen.

Nun ist das Verhältnis von Sprache und Musik mindestens seit dem Gregorianischen Choral für die abendländische Musikgeschichte derart bestimmend, daß ihm von jeher das Interesse der Musikforscher gegolten hat. Was Georgiades auszeichnete, war seine wahrhaft philosophische Gabe, die ursprünglichen Phänomene selbst, Wort und Ton, Nennen und Erklängen, in ihren Strukturen zu durchleuchten und damit das Wechselverhältnis von Sprache und Musik von ihrem Zeitbezug her so tief zu erfassen, daß die »absolute Musik« selber wie eine eigene Sprache sichtbar wurde, mit ihrer eigenen Syntax: der Satztechnik, und das so, daß dennoch ihr durch ihre eigene Zeitgestalt bestimmtes Verhältnis zum Wort niemals unkenntlich wird. Das Verhältnis von Sprache und Musik blieb ihm das Leitmotiv seines Denkens und Forschens. Den Höhepunkt bildete für ihn das Mozartsche musikalische Theater und die musikalische Lyrik Schuberts. Er deutete sie als zwei verschiedene Möglichkeiten der zu ihrer Reife gelangten abendländischen Geschichte der Musik: Da ist die Wiener Klassik, sie ist das absolute Geschehen in Tönen, immer Selbstbegegnung des Menschen, Zeit und Geist, und somit in einem wesentlichen Sinne Schau auf sich selbst, das heißt »Theater« – im Unterschied zu der selbstvergessenen Selbstaussprache des lyrischen Ich, die in Wort und Tönen des Liedes Gestalt wird: zwei Vollendungen, die für Georgiades ein Ende bedeuteten. Die Musik des 19. und 20. Jahrhunderts blieb ihm dem-

gegenüber kunstvoller Nachhall oder reines Experiment. Bezeichnend, daß er angesichts der extremen Auszeichnung, die Adorno der Musik Alban Bergs zuerkannt hatte, für den neoklassizistischen Strawinsky mit Entschiedenheit Partei nahm. Entschiedenheit – das war überhaupt einer seiner Wesenszüge, und wie alle Lehrer von großer und zwingender Entschiedenheit wirkte er eminent schulbildend: was er von seinem griechischen Blutserbe in die geschichtliche Erkenntnis eingebracht hat, hängt nicht davon ab, ob sich die Kontinuität mit der griechischen Musik, die er behauptete, beweisen läßt. Aber daß Musik zeitlicher Vollzug und Erklingen ist und die Komposition, die sich aufzeichnen läßt, den Grundcharakter einer Handlungsanweisung nicht überschreitet, das gab ihm gegenüber den philologisch-historischen Methoden der modernen Wissenschaft, die er voll beherrschte, eine zusätzliche Orientierung.

Es versteht sich, daß ein Mann, der solche Präsenz ausstrahlte, nicht eigentlich ein Mann der Bücher war. In Vorlesung und Vortrag gab er sein Eigentlichstes. Und wenn seine Freunde und Bewunderer, zu denen ich selbst zähle, von ihm ein grundlegendes theoretisches Buch über Nennen und Erklingen erwarteten und ein seine historische Forschung krönendes Werk über die Wiener Klassik – wir hoffen noch, daß der Nachlaß einiges von diesen Hoffnungen erfüllt –: er selbst zog es vor, das ganze reiche Instrumentarium seiner Einsichten und seines Wissens am Einzelthema ins Spiel zu bringen. So ist auch sein Schubertbuch *Schubert. Musik und Lyrik* ein imponierendes Ineinander minutiöser Beobachtung und Analyse auf der einen Seite und von ins Weitesten zielenden Perspektiven philosophischer und historischer Art auf der anderen Seite. Ergänzt durch eine Sammlung seiner kleinen

Schriften, die von seinen Schülern im Januar 1977 zu seinem siebzigsten Geburtstag herausgebracht wurde, steht sein Lebenswerk vor uns. Es wird noch auf lange hinaus seine Wirkung tun und nach Ausschöpfung verlangen.

Das Bild dieses in griechischer Kultur erzogenen, im süddeutschen Katholizismus großgewordenen Mannes wäre aber unvollständig, die Weite seines Geistes entschieden unterbestimmt, wenn man nicht zwei Namen heraufriefe, die für den Musikforscher wie für den musischen Menschen, der Georgiades war, von bestimmender Bedeutung wurden, zwei Protestanten reinsten Wassers. Ich meine Heinrich Schütz, der das Vermächtnis der Reformation in musikalische Schöpfungen umsetzte, die von der Nennkraft und Anredekraft des Predigtwortes etwas in sich aufnahmen, – und ich meine Friedrich Hölderlin, dessen dichterischer Ton mit dem Personalstil von Georgiades auf unwiederholbare Weise zusammenklang – seine Dichtweise und Georgiades' Sprechweise, die ich oben beschrieb, waren wie füreinander geschaffen. Und überdies: Der deutsche Sänger, der das Griechische suchte, mußte dem Sohne Griechenlands, der das Deutsche fand, wie ein Unterpfund sein, das ihm seine zweite irdische Heimat verbürgte.

EMIL KARL FREY

27. 7. 1888 – 6. 8. 1977



Emil K. Frey

Gedenkworte für
EMIL KARL FREY
von
Adolf Butenandt

»Ich bin von Haus aus Chirurg und bin es mein Leben lang mit Begeisterung geblieben. Ich würde auch heute noch gern mithelfen, wenn nicht eine Sehstörung diese Tätigkeit endgültig beendet hätte.«

Mit diesen Worten leitete *Emil Karl Frey* im Oktober 1976 einen Vortrag ein, den der damals 88jährige vor dem Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste auf einer Zusammenkunft in Passau über seine wissenschaftliche Arbeit gehalten hat.

Ein knappes Jahr später, am 6. August 1977 – 10 Tage nach seinem 89. Geburtstag –, hat er ganz unerwartet, plötzlich und still seine Augen für immer geschlossen.

Wir müssen E. K. Freys Worte »Ich bin von Haus aus Chirurg . . .« ergänzen: Er war ein großer, bedeutender Chirurg

unserer Zeit, dessen Werk den großartigen Siegeszug der modernen Chirurgie mit ermöglicht und mitgestaltet hat. Einige Titel der von ihm verfaßten Bücher und Monographien kennzeichnen die Schwerpunkte, auf denen er Neuland im Gebiet der chirurgischen Therapie eroberte: Chirurgie des Herzens und der großen Gefäße, Operationen an Brustwand und Lunge, Operationen an Niere, Nierenbecken und Harnleiter, Bösartige Geschwülste der Lunge. Außerdem war er Mittelpunkt der zusammenfassenden allgemeinen Chirurgie in ihrer ganzen Breite.

Nach den Worten seines Kollegen *Rudolf Nissen* in Basel (1968) war E. K. Frey »die überragende Persönlichkeit der deutschen Chirurgie unserer Zeit«.

Dieses Urteil bedeutet mehr als die Kennzeichnung eines begnadeten und wegweisenden Chirurgen und Operateurs, es umfaßt zugleich den großen Arzt, der durch »die Harmonie seines Wesens und die Güte seines Herzens« (*R. Zenker* 1977) das Vertrauen und die Liebe seiner Kranken zu gewinnen wußte und ihnen auch in kritischen Situationen ein als Hilfe zur Genesung – oder auch zum Sterben – unentbehrliches Gefühl der Geborgenheit vermittelte. Er selbst hat die Maxime seines ärztlichen Handelns mit den Worten gekennzeichnet: »Alle unsere Errungenschaften dürfen nicht dazu verleiten, die Ehrfurcht vor Gott und der Natur zu verlieren, auch nicht die Ehrfurcht vor dem einzelnen Menschen, dem unsere Sorge gilt und dessen Persönlichkeit *über* unserem Wollen und Wünschen steht.«

E. K. Frey wurde am 27. Juli 1888 in der alten freien Reichsstadt Kaufbeuren als Sohn eines Bankiers geboren, besuchte in München das humanistische Wilhelms-Gymnasium und

absolvierte das Studium der Medizin in München und Kiel. Nach Promotion und Approbation in München im Jahre 1913 ging Frey kennzeichnenderweise nach der nur kurzen Studienzeit in Kiel nochmals gen Norden, an das Pathologische Institut und die Innere Klinik der Krankenanstalten in Bremen, um Norddeutschland und seine Bewohner näher kennenzulernen und um dem Meer nahe zu sein. Die chirurgische Ausbildung erfolgte in München, zunächst in der Klinik von *Albert Krecke*, nach dem ersten Weltkrieg in der Universitätsklinik bei *Ferdinand Sauerbruch*. Während des Krieges sammelte Frey reiche Erfahrungen in Frontlazaretten; in der Kriegschirurgie hatte er einen ersten beachtenswerten Erfolg:

Während nach den geltenden Richtlinien die offene Behandlung von Gehirnverletzungen vorgeschrieben war, ging Frey als erster dazu über, Hirnwunden nach sorgfältiger Säuberung völlig zu schließen, was schlagartig eine wesentliche Besserung in der Behandlung hirschußverletzter Soldaten brachte. Im 2. Weltkrieg war der vollständige Schluß der Schädelwunden ein selbstverständliches Verfahren.

Ferdinand Sauerbruch wurde nach dem Kriege Freys eigentlicher Lehrer in der Chirurgie; bei ihm habilitierte er sich 1924 mit einer Arbeit »Versuche über die Art des Herzschlags und die Herznervenwirkung«, in der bewiesen wurde, daß der Herzschlag ohne jede Mitwirkung von Nervenreizen erfolgt. Die Durchführung dieser Untersuchung läßt bereits den späteren Wissenschaftler im Grenzgebiet der Physiologie erkennen. Lehrjahre bei Sauerbruch bedeuteten eine harte Zeit; Frey selbst schildert sie mit den Worten: »Der Dienst war streng, an einen freien Nachmittag oder freien Sonntag war nicht zu denken. Es war Sauerbruchs Meinung, daß der junge Assistent

ganz allein der Chirurgie und der Klinik gehören müsse. Aber die faszinierende Persönlichkeit Sauerbruchs und sein – außerhalb der Klinik – bestrickender Charme hielt alle fest.«

1927 siedelte E. K. Frey mit seinem Lehrer Sauerbruch als dessen 1. Oberarzt und Stellvertreter an die Charité Berlin über, wo er »sich zum glänzenden Operateur entwickelte, der im Gegensatz zu den Gepflogenheiten des Hauses seine Arbeit ohne viele Reden und mit vollendeter Höflichkeit versah« (R. Nissen 1968).

1930 erhielt Frey seinen ersten Ruf auf das chirurgische Ordinariat an der Medizinischen Akademie in Düsseldorf. Hier wurden insbesondere die moderne Thoraxchirurgie fortentwickelt und die Anfänge zur Gründung einer Schule gelegt, aus der viele bedeutende Chirurgen unserer Zeit hervorgegangen sind.

Vier Jahre war Frey Rektor der Medizinischen Akademie und während dieser Zeit darum bemüht, sie zu einer medizinisch-naturwissenschaftlichen Hochschule auszubauen. Der Plan scheiterte vorerst am Ausbruch des zweiten Weltkrieges, er wurde bekanntlich nach dem Kriege in veränderter Form realisiert. Während des Krieges war Frey von 1939 bis 1943 mit einigen Unterbrechungen beratender Chirurg einer Armee, zuerst in Frankreich, dann in Rußland.

1943 wurde Freys Laufbahn durch seine Berufung auf das chirurgische Ordinariat der Universität München gekrönt, das er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1958 innehatte. Am Anfang der Münchener Jahre standen große organisatorische Aufgaben, um den Schrecken des Bombenkrieges rechtzeitig zu begegnen. Bewundernswert weitsichtige Planungen – wie die Verlegung der Schwerkranken-Abteilungen und des Operationsbetriebs in das Schloß Tegernsee und die Einrichtung

eines Operationsbunkers am Ort der mitten in der Stadt gelegenen Universitätsklinik, die am Ende des Jahres 1944 größtenteils zerstört wurde, – ermöglichten es, den Kranken während der Schrecken der letzten Kriegszeit ein hohes Maß an Sicherheit zu bieten und schufen zugleich die Grundlage für einen allmählichen Wiederaufbau der Münchener chirurgischen Universitätsklinik nach dem Kriege.

Am 18. Juli 1958 hielt E. K. Frey im wiedererstandenen Hörsaal seine Abschiedsvorlesung. In seiner großen Bescheidenheit wünschte er sich, sie möge nicht den Charakter einer offiziellen Veranstaltung erhalten. Er wollte ausschließlich noch einmal zu seinen Studenten sprechen, die ihm am Vorabend einen großen Fackelzug zu seiner Wohnung in München-Bogenhausen brachten. Rückblickend werden Fackelzug und Abschiedsvorlesung zu einem eindrucksvollen, heute höchst seltenen Ereignis in der Geschichte der Fakultäten. Es sprach der große Arzt und Gelehrte zu seinen jungen Kollegen, der weise Lehrer zur studentischen Jugend, die noch uneingeschränkt bereit war, ihn als Vorbild anzunehmen und sich von ihm in allen Bereichen formen und erziehen zu lassen, und die ihm ihre Dankbarkeit, Liebe und Verehrung in einem nicht enden wollenden Beifall und Jubel bekundete.

Bisher lernten wir Emil Karl Frey als Arzt, Chirurg und akademischen Lehrer kennen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die in diesen Bereichen erbrachten Leistungen allein ausreichen würden, um ihm einen unvergänglichen Platz in der Medizingeschichte unseres Jahrhunderts zu sichern.

In der erwähnten Habilitationsschrift aber hatten sich bereits *Begabung* und *Interesse* für das Erforschen theoretischer Zu-

sammenhänge gezeigt. Frey folgte dieser Neigung, und es ist gewiß ebenso erstaunlich wie bewundernswert, daß der bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit mit ärztlichen und klinischen Aufgaben und Pflichten, mit Operationen und Lehre Ausgefüllte noch Zeit, Gelegenheit und Kraft gefunden hat, theoretische Phänomene zu beobachten, sich über sie zu wundern und ihre Deutung durch immer erneute Experimente zu suchen. Frey wurde zu einem Forscher, dem im Gebiet der Physiologie Entdeckungen gelangen, auf die allein jeder Jünger der theoretischen Medizin sehr stolz sein könnte.

Frey entdeckte in Körperflüssigkeiten und Geweben einen neuen, bis dahin unbekanntem körpereigenen, hochmolekularen und hitzeempfindlichen Stoff, der auf Grund seiner physiologischen Eigenschaften als ein Kreislaufregulator angesprochen werden muß. Wegen seines reichlichen Vorkommens in der Bauchspeicheldrüse (griechisch: Kallikreas) wurde er Kallikrein genannt. Die Entdeckung dieses Stoffes erfolgte 1925 im Rahmen von Studien über die Funktion der Niere und den Einfluß des Harns auf Kreislauf und Nierenfunktion.

Dieser Entdeckung eines Privatdozenten für Chirurgie standen viele bedeutende Vertreter der theoretischen und praktischen Medizin sehr zweifelnd oder gar ablehnend gegenüber. Es war Münchens organischer Chemiker *Richard Willstätter*, der die Bedeutung der Entdeckung ahnte und Frey mit seinem Assistenten *Heinrich Kraut*, dem nachmaligen Direktor des Max-Planck-Instituts für Ernährungsphysiologie in Dortmund, zusammenführte. Kraut wurde zum getreuen Mitarbeiter in dem Bündnis von Chirurg und Biochemiker; später trat noch der klinische Chemiker *Eugen Werle*, ein Schüler Krauts, hinzu. Die von gegenseitiger Achtung und Vertrauen getra-

gene Zusammenarbeit dieser Gruppe hat das Tor zu einem großen neuen Arbeitsgebiet geöffnet, das für die theoretische und praktische Medizin von nicht voraussehender Bedeutung wurde und das bis heute vielen Laboratorien und Kliniken immer neue Probleme stellt.

Der Auffindung des kreislaufaktiven Kallikreins folgte 1927 eine zweite, nicht weniger bedeutende Entdeckung: Im Blut wurde ein bis dahin ebenfalls unbekannter Stoff nachgewiesen, der die pharmakologische Wirkung des Kallikreins dadurch aufzuheben imstande ist, daß er sich an den Wirkstoff bindet. Diese Bindung ist reversibel und ihr Umfang abhängig vom Milieu; es handelt sich also um einen Kallikrein-Inhibitor, der die physiologische Aktivität des kreislaufwirksamen Stoffes reguliert. Die an diesem Beispiel erstmals aufgefundene Inaktivierung eines körpereigenen Wirkstoffes durch einen anderen körpereigenen Stoff mit der Möglichkeit seiner abgestuften Reaktivierung – also das Spiel von Bindung und Trennung zweier Stoffe im Blut – stellt ein wichtiges und – wie man heute weiß – weitverbreitetes Regulationsprinzip für den Ablauf physiologischer und pathologischer Reaktionen im Organismus dar. Dieses Prinzip war die dritte große Entdeckung der Arbeitsgruppe Frey.

Ein weiterer wichtiger Schritt gelang Eugen Werle 1952 mit dem Befund, daß der Kallikrein-Inhibitor nicht nur das Kallikrein, sondern auch andere Eiweiß spaltende Enzyme, darunter das Trypsin, nach gleichem Prinzip reversibel inaktivieren kann. Man nennt ihn deshalb auch Kallikrein-Trypsin-Inhibitor. Umfangreiche Studien über die Verbreitung des Inhibitors im Tier- und Pflanzenreich führten zu seiner Reindarstellung in kristallisierter Form; seine aus 58 Aminosäuren bestehende Polypeptidstruktur ist bekannt, die Syn-

these ist möglich. Unter dem Namen Trasylol ist der Inhibitor in den Arzneischatz eingegangen.

Der Arbeitsgruppe Frey-Kraut-Werle verdankt man auch wichtige Erkenntnisse über den Wirkungsmechanismus des Kallikreins. Kallikrein ist ein Enzym, das im Blut und in vielen Geweben in Form einer inaktiven Vorstufe vorliegt, aus der es bei Bedarf freigesetzt wird. Das Enzym Kallikrein spaltet einen inaktiven Eiweißstoff, das Kininogen, in kurzkettige Polypeptide, die Kinine; diese sind für die Kreislaufaktivität des Kallikreins verantwortlich: Die Kinine wirken gefäß-erweiternd und damit blutdrucksenkend, erhöhen die Gefäß-permeabilität und steigern den Tonus der glatten Muskulatur des Magen-Darmtraktes und der Atemwege. Stark arbeitende Muskeln werden vermehrt durchblutet.

Groß sind die Auswirkungen der geschilderten Entdeckungen auf die Klinik. Das Kallikrein selbst wurde unter dem Namen Padutin in den Arzneischatz eingeführt. Es findet therapeutische Verwendung bei peripheren Durchblutungsstörungen an der Haut, den Extremitäten, der Netzhaut und den Sehnerven, es bewirkt vermehrte Durchblutung und dadurch Stimulierung endokriner Organe; es erhöht die Beweglichkeit der Spermien und verbessert dadurch die Sperma-Qualität für künstliche Insemination.

Ebenfalls groß ist die Bedeutung des Inhibitors Trasylol. Er wird angewendet zur Behandlung der akuten tryptischen Bauchspeicheldrüsen-Entzündung (Pankreatitis) und zur Bekämpfung hyperfibrinolytisch bedingter Blutungen in der Traumatologie, Chirurgie und Gynäkologie. Außerdem spricht man dem Trasylol eine Wirkung zur Prophylaxe und Therapie von Schockzuständen unterschiedlicher Genese und zur Vermeidung postoperativer Komplikationen zu.

Eine Zusammenfassung der bis 1968 in der Weltliteratur veröffentlichten Arbeiten auf dem von Emil Karl Frey inaugurierten Gebiet wurde in der umfangreichen Monographie »Das Kallikrein-Kinin-System und seine Inhibitoren« von E. K. Frey, H. Kraut und E. Werle vorgelegt. Eine sehr erwünschte Neuauflage in unseren Tagen würde einen wesentlich größeren Umfang haben; viele biochemische und klinische Arbeitsgruppen erweitern fortlaufend unsere Kenntnisse auf einem Gebiet, das E. K. Frey 1925 zugänglich machte und dem er bis zu seinem Tode sein Interesse zuwandte.

Die höchst seltene Kombination eines großen Arztes, der die Methodik seines Faches bereichert hat und eines großen Forschers, der die Physiologie um grundlegende Erkenntnisse erweiterte, in *einer* Person war für die Wahl von Emil K. Frey in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste entscheidend, der seit seiner Gründung im Jahre 1842 nur wenige Ärzte in seine Reihen aufnahm.

Wer das Glück hatte, Emil Karl Frey persönlich nahe zu stehen, wer den Menschen kennen, verehren, gar lieben durfte, wird empfinden, daß alle seine großen, meßbaren Leistungen – und von solchen allein konnte bisher gesprochen werden – an Bedeutung verlieren gegenüber dem Menschen, gegenüber der »Geschlossenheit seiner Gesamtpersönlichkeit als Mensch und Arzt, als Wissenschaftler und Forscher« – wie es in der Laudatio zur Verleihung der ersten Ernst von Bergmann-Denkmünze an ihn im Jahre 1959 heißt. Jedes Zusammensein mit ihm – vor allem in der selten liebenswürdigen und aufmerksamen Gastlichkeit auf seinem herrlichen Meisterhof über dem Tegernsee – offenbarte neue Bereiche seines Seins.

Aus seiner Naturverbundenheit – schon als Jüngling machte er mit einem Freund alle schweren Kletterfahrten der damaligen Zeit in den Alpen, darunter eine Reihe von Erstbesteigungen; bis in die letzten Jahre seines Lebens huldigte er mit Begeisterung dem Waidwerk – erwuchs seine tiefe Ehrfurcht vor der Schönheit und den Wundern dieser Welt und ihrer Geschöpfe. Über Wunder hat er viel nachgedacht und Gedanken darüber aufgezeichnet, ob die biblischen Wunder oder die sich uns täglich in der Natur offenbarenden die größeren seien.

Seine schon in der Gymnasialzeit durch Geigen- oder Mandolinenspiel mit Baß-Bariton-Gesang gepflegte Musikalität machte ihn im Laufe seines Lebens zum intimen Kenner und Liebhaber klassischer Musik; ohne den regelmäßigen Besuch der Ansbacher Bachwoche unter Karl Richter, der Salzburger Festspiele, der großen Opern und Konzerte, der Pflege der Musik im eigenen Hause vermochte er nicht glücklich zu sein.

Wer konnte sich mit ihm messen in der Kenntnis und dem Erleben klassischer Dichtkunst, insbesondere von Goethe und Hölderlin? Groß war seine Liebe zur bildenden Kunst. In früher Jugend hatte er einmal daran gedacht, Bildhauer zu werden; er gab diesen Gedanken auf, weil es ihm trotz vielen Mühen nicht gelang, ein guter Zeichner zu werden und er dem Rat derer mißtraute, die ihm einzureden versuchten, man könne auch ein großer Bildhauer werden, ohne zeichnen zu können.

Wer konnte ihn übertreffen an menschlicher Wärme, an Güte, an Geduld, an Toleranz, an Respekt vor der Persönlichkeit und den Ansichten anderer, an der Fähigkeit, überall das Gute zu sehen? Am Ende seiner Tätigkeit hat der in seinem Leben

gewiß von schweren Schicksalsschlägen nicht verschont Geliebene auf die Frage, was er sich für sein nächstes Leben – sofern es ein solches gäbe – wünschen würde, geantwortet: Ich möchte, daß alles etwa wieder so wäre, wie es das erste-mal war, daß man bei der Rückschau sagen kann, es hat einen Sinn gehabt oder mit dem alten Goethe: »Wie es auch sei das Leben – es ist gut.«

Es ist schwer, der Persönlichkeit E. K. Freys durch Gedenkworte gerecht zu werden. Daher war es ein schöner Gedanke seiner von ihm so sehr geliebten Familie, ein Gedanke, dem sich seine Freunde überzeugt anschlossen, von einer Gedenkfeier mit Ansprachen und Reden abzusehen und statt dessen In Memoriam Emil Karl Frey zu einem Bachkonzert in die Münchener Markus-Kirche einzuladen, das von seinem Freunde Karl Richter und dem Münchener Bach-Chor gestaltet wurde und das mit der Passacaglia c-moll von Johann Sebastian Bach ausklang.

Bibliographische Hinweise:

Rudolf Nissen: *Zum 80. Geburtstag von E. K. Frey*, Münchener Medizinische Wochenschrift 110, 1675 (1968).

Rudolf Zenker: *In memoriam E. K. Frey*, Münchener Medizinische Wochenschrift, 119, 1237 (1977).

Emil K. Frey: *Rückschau und Umschau*. [Handschriftliche Lebenserinnerungen.] Inzwischen veröffentlicht im Demeter-Verlag, Gräfelfing (1978).

CARL ZUCKMAYER

27. 12. 1896 – 18. 1. 1977



Carl Zuckmayer

Gedenkworte für
CARL ZUCKMAYER

von
Emil Staiger

Die Persönlichkeit und das Werk Carl Zuckmayers bedürfen keiner umständlichen literarischen Erläuterung. Die Anfänge seines Schaffens liegen nun zwar schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Doch was er war und was er geleistet hat, scheint viel weniger historisch bedingt als das Meiste, was seither zutagegetreten ist. Carl Zuckmayer hat sich nie einer Richtung verschrieben. Obwohl er bedeutende Beispiele vor Augen hatte, konnte es ihm doch nie einfallen, sich romantisch oder klassizistisch zu gebärden. Seine Fühlung mit dem Leben war zu fest, als daß er sich ihm auf akademischen Umwegen hätte nähern müssen. Auch vom Expressionismus blieb er fast unberührt. Der aufrührerische, auf Grauen und Schrecken zielende Stil war seinem wohlwollenden Sinn so fremd wie die überschwengliche Heilsbotschaft, zu der sich manche ihm nahestehende Dichter hinreißen ließen. Trotz

der tiefen Verehrung, die er Gerhart Hauptmann zeitlebens entgegenbrachte, verpflichtete er sich auch nie auf ein naturalistisches Programm. Ohne viel Aufhebens davon zu machen, vertrat er dem naturalistischen Wahrheitsbegriff gegenüber – um ein Wort Gottfried Kellers zu brauchen – die »Reichsunmittelbarkeit der Poesie«, das heißt, den Glauben, daß Dichter mit dem Geheimnis, das unser Dasein durchwaltet, in einer Weise vertraut sind, die keiner Begründung durch den Augenschein und alltäglich gültiges Wissen bedarf, vertraut mit einem Zauber des Märchens, der Sage, der unsere Wirklichkeit zwar nicht aufhebt, aber für den mit besonderen Fühlern Begabten noch heute vertieft und verklärt. Zuckmayers berühmtestes Stück heißt im Untertitel mit Recht »Ein deutsches Märchen«.

Er selbst hat gern auf seine Verbundenheit mit dem Volksstück hingewiesen, mit der Komödie seiner engeren Heimat, und in der Tat eine ganze Reihe volkstümlicher Gestalten geschaffen: den Hauptmann von Köpenick, Katharina Knie, den Schelm von Bergen, den Rattenfänger von Hameln. Dennoch würden wir zögern, ihn eindeutig hier einzuordnen. Er war zu gebildet, zu aufgeschlossen für große poetische Tradition, zu sehr bewandert in der Geschichte des europäischen Dichtens und Denkens, als daß ihm die zwar echten, doch begrenzten Möglichkeiten des Volkstheaters hätten genügen können.

Wie aber läßt sich sein Wesen denn fassen? Er war – es gibt kaum ein anderes Wort – im Goetheschen Sinne eine »Natur«, ein ungebrochen ursprünglicher Geist, der Reflexion, des Kunstverständes zwar gleichfalls in hohem Grade mächtig, doch in entscheidenden Phasen seines Schaffens nicht darauf angewiesen, voll Vertrauen auf geheime, von keinem Men-

schen zu meisternde Mächte, auf das Leben – wenn wir darunter nicht Glück und Unglück, nicht irgendwelche Läufe des Schicksals verstehen wollen, sondern den unzerstörbaren Grund, in dem verborgen und geborgen ist, was uns ängstigt und was uns beglückt. Über die Berechtigung eines solchen Vertrauens läßt sich nicht streiten, weil es sich tiefer verankert fühlt als alles, was man im Einzelnen dafür und dawider anführen könnte. Er hätte wohl nichts dagegen eingewendet, wenn wir dieses Vertrauen im christlichen Sinn als »Liebe« bezeichnen – vorausgesetzt, daß wir mit diesem Wort nichts Weiches, Sentimentales meinen, daß wir eine kräftige, unerschrockene, unzimperliche, ja sogar derbe Liebe gelten lassen. Sie zeigte sich in der Güte, die er so vielen Menschen entgegenbrachte – feindselige Worte gegen nähere oder fernere Bekannte scheint er kaum je über die Lippen gebracht zu haben. Sie zeigte sich in dem herzlich einverstandenen Blick, den er auf seinen Bühnengestalten ruhen ließ, denen, die außerhalb der Sozietät sich ihrer Haut wehren müssen, und in dem Humor, mit dem er meist ihre Gegenspieler, die bürgerlich Tadellosen, erfaßte. Die Liebe zeigte sich in seinem freundschaftlichen Verhältnis zu den Tieren, zahmen und wilden, harmlosen und bösen, zeigte sich in dem Einvernehmen mit allen sechs Tagewerken der Schöpfung.

Sie war es denn auch, die ihn vor schwierigen Problemen bewahrte, unter denen viele seiner Gefährten litten: ich meine die Skepsis gegenüber dem Wort, den Zweifel, ob es erlaubt sei, in einer Erzählung, auf der Bühne eine dichterische Wahrheit zu behaupten, jenen Zweifel, der fast die ganze moderne Literatur zersetzt und im Grunde ein Zweifel an der schöpferischen Macht der Sprache ist. Zuckmayer wußte darum Bescheid, und wenn er darin ein wirkliches Leiden er-

blickte, so konnte er es auch achten. Er aber, für seine Person, schien sich die Dinge anders zurechtzulegen. Er, von der unerfindlichen Liebe zur Schöpfung durchdrungen, mochte sich sagen: »So bin ich vom Wunder des Lebens ergriffen und so versuche ich, es im dichterischen Bild zu begreifen und darzustellen; daß ich nur einzelne Bilder des unendlichen Lebens biete, des Lebens, wie *ich* es sehe, versteht sich von selbst; es könnte der Gemeinschaft aber nichts schaden, wenn sie sich darauf einlassen wollte«. Mit diesem glücklichen, seiner Grenzen wohl bewußten, aber auch unverwüstlichen Eigen-Sinn hat er seinerzeit den »Fröhlichen Weinberg« geschaffen und mitten in einer Welt, die meinte, es gebe nichts mehr als Angst und Not, die Fahne des saftigen, elementaren Wohlbehagens flattern lassen. So blieb er sich auch in der schwersten Katastrophe Deutschlands unbeirrbar treu. An seiner Gesinnung war nicht zu zweifeln. Es war aber ebenso wenig seine Art, sich zu ducken wie sich zu empören. Er ging in die Fremde und ließ sich auch dort von nichts verführen, was ihm unangemessen gewesen wäre. Wie hätte ein Mann wie er sich den Bedürfnissen Hollywoods fügen und sein Bild des Lebens fragwürdigen Moden zuliebe fälschen können? Er zog es vor, mit seiner gleichgesinnten tapferen Gattin zusammen in Vermont das Land zu bebauen, unbekümmert um seinen Stand und um die Rechte, die andere Schriftsteller glaubten in Anspruch nehmen zu dürfen. Im Rückblick auf diese Jahre sagte er: »Ich brauchte nicht zu hassen« – ein Wort, das ihm viele verübelt haben, wir aber bewundern als schlichtestes Zeugnis jener Natur, jener kraftvollen Liebe, der auch sein ganzes Schaffen entstammt, zumal auch seine Selbstbiographie »Als wär's ein Stück von mir«, dieses einzigartige Gemälde einer zunächst verheißungsvollen, dann verworrenen und entsetz-

lichen Zeit, das keine selbstsüchtig verbogene Linie, keine aus Düsternis oder Gram grell aufgetragene Farbe entstellt, ein menschenfreundliches Buch von einem, dem Anlaß genug geboten war, die Menschenfreundlichkeit zu verlernen. Weil es menschenfreundlich ist, ist Zuckmayers *ganzes* Leben und Schaffen leicht zugänglich für alle Menschen, die guten Willens sind. So sei denn nicht weiter *über* ihn geredet. Er komme selbst zu Wort.

Anschließend liest Maria Wimmer drei Abschnitte aus dem Werk »Als wär's ein Stück von mir«.

REDE VON
GEORGE F. KENNAN

GEORGE F. KENNAN

DEUTSCHLAND IM 20. JAHRHUNDERT

Eindrücke eines ausländischen
Beobachters

Herr Bundespräsident, Herr Ordenskanzler, Exzellenzen, Verehrte Damen und Herren!

Einiges Kopfzerbrechen hat mich die Entscheidung gekostet, welchem Thema diese Stunde am besten zu widmen sei. Der Orden *Pour le mérite für Wissenschaften und Künste* ist eng mit der deutschen Geschichte verbunden – ja, er ist selbst ein Bestandteil dieser Geschichte – und das, was mich bei dieser und bei früheren Versammlungen des Ordens ganz besonders bewegt hat, ist die enge Verbindung, die hier zwischen Gegenwart und Vergangenheit im Schicksal des deutschen Volkes symbolhaft dargestellt wird.

Nun ist die deutsche Geschichte nicht mein Fach, und auch wenn sie es wäre, so würde ich mich scheuen, mich in Anwesenheit so eminenten Historiker, wie es Golo Mann und Theodor Schieder sind, zu allgemeinen Betrachtungen auf die-

sem Gebiet verleiten zu lassen. Aber es ist eben so, daß mich im Laufe der Jahrzehnte das Schicksal – ich möchte fast sagen, der Zufall – mehrmals nach Deutschland und auf die eine oder die andere Weise in Berührung mit der deutschen Wirklichkeit und der deutschen Geschichte gebracht hat. Und so schien es mir, man würde es mir nachsehen und es dürfte für andere nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit versuchen würde, einiges von diesen Begegnungen mit Deutschland in Erinnerung zu bringen, und dann etwas von dem Einfluß zu erzählen, den sie auf meine geistige Entwicklung und meine historischen Anschauungen ausgeübt haben.

Die erste dieser Begegnungen geht weit in die Vergangenheit zurück, und zwar in die kaiserliche Zeit – ins Jahr 1912. Damals kam ein Teil meiner Familie nach Deutschland, aus Gründen, die mit der beruflichen Tätigkeit meines Vaters zu tun hatten; und ich wurde, zusammen mit der Stiefmutter und der jüngsten Schwester, in eine Art Verbannung nach Kassel geschickt, wo wir sechs Monate blieben und wo ich, als achtjähriger Bub, in die Knabenschule ging. Im Gedächtnis sind mir aus der damaligen Zeit nur solche für das Kind charakteristischen Eindrücke geblieben, wie die strenge und furchterregende Gestalt des preußischen Schulmeisters; das mühsame Ringen mit der alten deutschen Schrift; der Geruch des Kasseler Fisch- und Käsemarktes, den ich immer noch manchmal zu meiner Überraschung hier und da in Deutschland empfinde; der faszinierende Anblick der Schwäne, die damals in den Teichen am Fuße der Wilhelmshöhe-Kaskaden ihren Lebensunterhalt suchten; und ganz besonders die Dinge, die mit der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm II. zusammenhängen, dessen Sommerresidenz Kassel damals war; die schö-

nen Uniformen der Garderegimenter; die buntgestrichenen Schilderhäuser vor den Kasernen; und vor allem die musikalische Hupe des Allerhöchsten Autos, die in den Straßen das Herannahen Seiner Majestät ankündigte und die den Knaben in eine ganz besondere Aufregung versetzte.

Nun waren das alles belanglose kindliche Wahrnehmungen; aber es ist doch außerdem, glaube ich, etwas anderes von der scharfen und instinkthaften Empfindsamkeit des Kindes aus der Atmosphäre jener fernen wilhelminischen Epoche aufgenommen worden: ein gewisses Gefühl für ihre wirtschaftliche Rüstigkeit und Vitalität; für ihren zur Schau getragenen Optimismus und Fortschrittsglauben; aber zusammen damit auch für eine gewisse tragische Unterströmung des damaligen Bewußtseins – vage Vorahnungen einer bevorstehenden Götterdämmerung – etwas was ich, in der kindlichen Phantasie, irgendwie in Verbindung brachte mit der eben stattgefundenen Katastrophe des Dampfschiffes TITANIC.

Das alles ist mir viel später in der Erinnerung wieder wach geworden, und zwar in diesen letzten Jahren, als es mir zufiel, mich noch einmal mit diesem fernen deutschen Kaiserreich zu befassen – diesmal als Historiker, mit dem Hintergrund der russisch-französischen Allianz von 1894 beschäftigt. Von den verfassungsmäßigen und innenpolitischen Mängeln dieses Kaiserreiches will ich nicht sprechen; sie sind mehrmals, und von viel berufenerer Feder, beschrieben worden. Auch standen sie nicht im Mittelpunkt meines Interesses. Mich interessierte in erster Linie das Auftreten Deutschlands als europäische Macht und als Weltmacht – sein Auftreten als Faktor in den Entwicklungen, die zum ersten Weltkrieg führten. Und von diesem Standpunkt aus gesehen fand ich an Deutschland sehr wenig, was nicht auch bei anderen europäischen Ländern an-

zutreffen wäre. Denn ich habe aus dieser Untersuchung den Eindruck gewonnen, daß die Hauptschuldigen an dem Entstehen des ersten Weltkrieges nicht diese oder jene Staatsmänner, nicht diese oder jene Regierung waren, sondern zwei tiefgehende Verirrungen – oder sollte man sagen: Entgleisungen –, welche das Bewußtsein weiter Kreise, aber besonders der intellektuellen und kleinbürgerlichen Kreise in ganz Europa unterwanderten und vergifteten.

Als erste dieser Verirrungen möchte ich den romantischen Nationalismus nennen, der sich damals wie eine ansteckende Krankheit über weite Teile Europas verbreitete und Stimmung und Handeln der Staatsmänner so weitgehend beeinflußte. Unter einzelnen Personen scheinen es mir hauptsächlich die *Parvenus*, die Emporkömmlinge – die von der industriellen Revolution klassenmäßig Entwurzelten – gewesen zu sein, die an erster Stelle von diesem Impuls in Mitleidenschaft gezogen wurden. Aus der traditionellen Umgebung herausgerissen, unsicher und unruhig in der neuen und ungewohnten sozialen Stellung, suchten diese Leute in der Zugehörigkeit zur Nation eine kollektive Identität, welche die ihnen verlorengegangene individuelle zu ersetzen versprach. Und so war es auch mit den Völkern. Es waren diejenigen, die erst kürzlich, im neunzehnten Jahrhundert, zu vollem nationalen Bewußtsein gekommen waren, – das deutsche darunter – die von dieser Verirrung am stärksten betroffen wurden. Und es war eine bedauerliche und verhängnisvolle Erscheinung – dieser schwärmerische Nationalismus, eine Art Krankheit des Geistes, ein philosophischer Irrweg schlimmster Art, mit seiner kollektiven Selbstverherrlichung, mit seinem ängstlichen Streben, sich des Bösen zu entledigen und es auf andere abzuwerfen: die guten, edlen, Bewunderung verdienenden »wir«,

also; und die bösen, unmenschlichen, Verwerfung verdienenden »sie« – als ob der liebe Gott nicht mit souverän unparteiischer Hand die Tugenden und die Laster unter die Völker verteilt hätte. Gewiß wurde Deutschland von diesem Wahnwitz schwer mitgenommen – aber bei weitem nicht Deutschland allein.

Und so war es auch mit der zweiten jener Erscheinungen, die meiner Einschätzung nach obenan standen unter den Gegebenheiten, die zum ersten Weltkrieg, und so zum Zusammenbruch des alten Deutschlands und des alten Europas, führten. Und das war etwas, was ich nur als das romantisch-ritterliche Konzept des Krieges – des Krieges als Mittel der Politik und als Grund-erlebnis im Werdengang eines Volkes – bezeichnen kann. Es war dies eine Auffassung, fast unverändert aus mittelalterlicher Tradition hergeleitet, bei der die soldatische Leistung – die Teilnahme am Kampf – als edelste und heldenhafteste Ausdrucksform des männlichen Wesens erschien, und der Krieg, entsprechend, als eine Art ritterlichen Zweikampfes, aus dem selbstverständlich der tapferste, der treueste, der am meisten mit edlen Impulsen und Begeisterung Beseelte, als Sieger hervorging, um dann triumphierend in eine dankbare Heimat (und, nebenbei gesagt, in eine unversehrte Heimat) zurückzukehren.

Wiederum, ein trauriger, ja sogar ein tragischer Irrtum. Tragisch einerseits, weil in dieser militärischen Tradition freilich sehr viel Positives lag. Mut, Glaube, Disziplin, Verantwortung, Hingabe, Opferbereitschaft: das waren natürlich alles positive Eigenschaften – Eigenschaften, die für jedes große Unternehmen ihren Wert haben. Sie verdienten nicht den Spott, dem sie manchmal in der verbitterten anti-militaristischen Literatur der Nachkriegszeit ausgesetzt waren. Tragisch andererseits, weil im modernen

Krieg zwischen hochindustrialisierten Ländern diese Eigenschaften, so schön sie auch sein mögen, leider wenig mit Sieg oder Niederlage zu tun haben. Die moderne Kriegsmaschine zerschlägt gleichgültig alles, was unter ihre Räder gerät: den Tapferen zusammen mit dem Feigen, den Begeisterten zusammen mit dem Unwilligen. Und so verheerend sind die damit verbundenen Zerstörungen, physisch und seelisch, daß in Wirklichkeit keiner als Sieger davonkommt; es kommen lebendig eigentlich nur Besiegte davon, um dann in eine erschöpfte, verarmte und manchmal verwüstete und verzweifelte Heimat zurückzukehren.

Ja, man könnte fast sagen, daß aus jenem ersten Weltkrieg, zu dessen Ausbruch diese zwei Erscheinungen – der romantische Nationalismus und das nicht mehr zeitgemäße Konzept des Krieges – in so hohem Maße beitrugen, daß aus jenem Weltkrieg nur einer herauskam – ein einziger großer Besiegter – und das war Europa selbst – und seine alte, einzigartige Zivilisation. So klar war diese Sachlage, so unverkennbar diese Warnung, daß es in den darauffolgenden Jahrzehnten wahrhaftig nicht der Atombombe hätte bedürfen sollen, um uns alle von dem völlig nutzlosen, selbstmörderischen Charakter der modernen Kriegsführung zu überzeugen. Das lag schon damals, 1918, auf der Hand, für jeden, der es sehen wollte.

Soweit die kaiserliche Zeit. Nun einige Worte zur Weimarer Republik. In dieser Republik war es mir vergönnt, drei Jahre zu verbringen – hauptsächlich als Student an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, wo ich im Auftrage meiner Regierung russischen Studien nachging. Natürlich stand für mich in diesen Jahren Rußland, nicht Deutschland, im Mittelpunkt des Interesses. Aber immerhin, man wohnte in

Deutschland, man hatte hier Freunde und Bekannte, man reiste umher; man war sich der Umgebung zu jeder Zeit bewußt.

Für mich, als naiven, empfänglichen jungen Provinzler aus dem amerikanischen Middle West war es ein einzigartiges Erlebnis, im damaligen Berlin zu leben. Da spielte sich vor den Augen des Fremden ein gewaltiges Drama ab: das Drama des besiegtten, erschütterten, politisch tief gespaltenen, aber auch von vielen früheren Vorurteilen und Hemmungen befreiten Deutschlands: das fiebrige Kulturleben, das große Hinundherpendeln zwischen Hoffnung und Verzweiflung; der Zusammenprall eines krankhaften Neureichtums mit dem bedrückendsten wirtschaftlichen Elend und einer erschütternden Arbeitslosigkeit; und über all dem schwebend, die große Frage, was am Ende gewinnen sollte: das gemäßigte, humane Positive, in dem allein viele von uns imstande waren, eine bessere Zukunft für Deutschland zu erblicken; oder das ungeduldige Extreme und Dämonische, das damals Anfang der dreißiger Jahre, schon vorhanden war, und das sich täglich mit wachsender Stärke und Dreistigkeit bemerkbar machte.

Am tiefsten beeindruckte mich damals die große deutsche Roman-Literatur der Epoche, und besonders die Bücher von Remarque, Döblin, Fallada und anderen, welche sich mit dem Weltkrieg und seinen Folgen auseinandersetzten. Erst bei dieser Lektüre wurde mir klar, wie verheerend und nachhaltig die Folgen dieses ersten Weltkrieges wirklich waren. Erst dann fing ich an zu begreifen, daß die Opfer dieses Krieges sich bei weitem nicht nur auf die acht Millionen Männer beschränkten, die auf dem Schlachtfeld den Tod fanden; daß es für fast jeden dieser jungen Toten, die doch die Blüte der männlichen Bevölkerung Europas bildeten, ein Elternpaar gab,

dem mit diesem Verlust ein gut Teil Schaffensfreude und Lebenslust verloren ging, so daß auch sie hinterher nur als Halbtote ihre Leben weiterfristeten. Es wurde mir auch klar, wie sehr die ganze Gesellschaft durch das Fehlen dieser acht Millionen, die ohne den Krieg jetzt auf dem Höhepunkt ihrer Kraft und ihres Schaffensvermögens gestanden hätten, verarmt war. Und schließlich gab es die Auswirkung dieser Verluste auf die Kinder – die vaterlosen Kinder, die nun ohne den Halt aufwachsen mußten, den nur ein Vater ihnen hätte geben können. So begann ich in dieser Erscheinung einen der Hauptgründe für die politische Instabilität jener Zeit zu sehen; denn in der Abwesenheit dieser acht Millionen Väter mußte sich die Politik jetzt weitgehend auf der Wechselwirkung aufbauen zwischen einer überalterten Vorkriegsgeneration auf der einen Seite, bei denen manchmal die Kräfte jetzt schon nachließen, – und, auf der anderen Seite, den Millionen von unreifen, unerfahrenen, vielfach arbeitslosen jungen Menschen, welche nie die Möglichkeit gehabt hatten, sich auf die Autorität und den stabilisierenden Einfluß eines Vaters zu verlassen. Kein Wunder, daß so viele von ihnen dem Extremismus anheimfielen.

Zum Teil waren es diese Eindrücke, die mich dahin brachten, im ersten Weltkrieg die fundamentale Katastrophe – die Urkatastrophe – dieses Jahrhunderts zu erblicken. Dazu kam aber noch etwas anderes, was ich auch kurz erwähnen muß, und das war die russische Revolution.

Was diese Revolution für Rußland bedeutete – wie sie heute, in der historischen Perspektive der vergangenen sechzig Jahre, vom russischen Standpunkt zu bewerten sei: Diese Frage möchte ich den Bewohnern jenes Landes überlassen. Daß sie aber vom Standpunkt des Westens eine Tragödie war, scheint

mir unbestreitbar. Ich denke hier nicht nur an die nachträglichen Folgen der scharfen Absonderung des russischen Volkes von der westlichen Kulturgemeinschaft über mehr als ein halbes Jahrhundert hin, welche die Revolution zur Folge hatte, obwohl diese Absonderung beiden Teilen sehr zum Nachteil gereichte, – ich denke auch an die scharfe Polarisierung des politischen Spektrums in den westlichen Ländern, und vor allen Dingen in Deutschland, die sich so fatal auf die Entwicklungen der 30er Jahre auswirkte und welche in so hohem Maße auf das Beispiel der russischen Revolution zurückzuführen war. Aber auch diese Revolution (das darf nicht vergessen werden) war in erster Linie eine Folge des ersten Weltkrieges – eines Krieges, dem so ein Land wie Rußland in seinem damaligen Zustand nicht gewachsen war, und an dem es sich niemals hätte beteiligen sollen.

Ich verdanke also hauptsächlich diesen Erfahrungen im Weimarer Deutschland die Überzeugung, daß es vollkommen falsch ist, in diesem Zeitalter den Krieg als mögliches Mittel zu irgendeinem positiven Zweck zu betrachten, daß der Ausgang jedes großen Krieges für beide Parteien eine Niederlage bedeutet, und daß die Schäden, die dadurch verursacht werden, sich nicht auf die unmittelbaren Kriegsverluste beschränken, sondern sich auf das Leben eines Volkes durch Jahrzehnte hindurch in fatalster Weise auswirken.

Soweit die Weimarer Republik. Nun sind wir an die Nazizeit und den zweiten Weltkrieg herangekommen. Da diente ich wiederum in Deutschland – vom Kriegsausbruch 1939 bis in das Jahr 1942. Meine Arbeit an der amerikanischen Botschaft war reine Verwaltungsarbeit. Mit der politischen Berichterstattung hatte ich nichts zu tun. Ich lebte in Berlin fast so wie ein privater neutraler Beobachter. Den Krieg erlebte ich,

schien es mir, nicht viel anders, als ihn die meisten meiner deutschen Bekannten erlebten. Wir waren uns alle bewußt, mitten in einer sich vollziehenden Tragödie zu leben – einer Tragödie, an deren Ursprung wir nicht schuldig waren, die wir nicht abändern konnten – eine Situation also, wo man nur die tägliche Arbeit so gewissenhaft wie möglich tun und dann auf das Beste hoffen konnte – wenn man auch wußte, daß dieses Beste nicht sehr gut sein könnte.

Ich mußte auf einen Ausgang des Krieges hoffen, der dem Naziregime ein Ende machen würde; denn eine hoffnungsvolle Zukunft unter Beibehaltung dieses Regimes war für mich wahrhaftig undenkbar.

Ich verstand nur zu gut das bedrückende Dilemma, vor dem einige von meinen deutschen Bekannten damals standen. Ich sah, wie sie moralisch und seelisch durch die grausame Wahl gefoltert wurden, die sich ihnen aufdrängte: entweder das System zu bekämpfen und damit mitten im Kriege den Vorwurf des Verrates am eigenen Volke auf sich zu ziehen, oder blindlings alles bloß mitzumachen und dabei, mindestens indirekt, ein Regime zu dulden und zu unterstützen, das die höchsten Ideale und Traditionen eines großen Volkes geschändet hatte, und das aus der eigenen Natur heraus nichts, aber wirklich nichts, zu einem guten Ende führen konnte, ob Sieg, ob Niederlage. Diesen Bekannten gebührte mein tiefstes Mitgefühl; und als später, kurz vor Ende des Krieges, zwei von ihnen (es handelte sich um Helmuth von Moltke und Theodor Haubach) zusammen auf demselben Schafott in Plötzensee hingerichtet wurden, da hatte ich das Gefühl, eine höhere menschliche Tat als so in den Tod zu gehen, unendlich einsam und vielfach von Mißverständnissen im eigenen Lande umgeben, sei kaum denkbar.

Nun waren diese Männer, was ich nicht vergessen kann, auch Deutsche; und dieses Erlebnis muß auch zu den Eindrücken gezählt werden, aus denen bei mir ein Gesamtbild Deutschlands geformt wurde.

An diesem Punkt – d. h., mit dem Ende des zweiten Weltkrieges und dem Anbrechen dieser seltsamen Epoche, in der wir jetzt leben – muß diese, freilich sehr unvollkommene Aufzählung der Eindrücke eines Fremden von den verschiedenen Erscheinungsbildern Deutschlands in diesem Jahrhundert ihr Ende nehmen. Ich glaube nicht, daß das Wenige, was ich zu der heutigen deutschen Wirklichkeit zu sagen hätte, irgend jemandem von Nutzen sein könnte.

Vieles, was mir hier heutzutage vor Augen kommt, finde ich nicht unerwartet, und ganz verständlich. Einiges, was ich hier sehe, überrascht mich allerdings, aber ich meine es, wo ich es einmal sehe, verstehen zu können. Anderes, darunter der Terrorismus, bleibt für mich nicht nur unerwartet, sondern auch unverständlich.

In den Augenblicken, wo ich die Fantasie frei Bahn laufen lasse, habe ich manchmal das Gefühl, für Deutschland eine großartige Zukunft zu sehen, und zwar indem es die Führung übernimmt in der Suche nach Lösungen zu den schweren und wachsenden Problemen, die der moderne hochindustrialisierte Wohlfahrtsstaat mit sich zu bringen scheint: solche Probleme wie die Übervölkerung, die Zerstörung oder Verschmutzung der natürlichen Umwelt, der Raubbau an natürlichen Bodenschätzen, die Energieversorgung usw., aber dazu noch die viel tieferen seelischen Probleme, die sich aus der Wirkung der Lebensweise dieses Wohlfahrtsstaates auf den einzelnen Menschen, und besonders den jugendlichen, ergeben – die ungesunde körperliche und seelische Behaglichkeit, die Selbst-

verweichlichung, die Laxheit, die Passivität der meisten Vergnügungen, die permissive Erziehung, der Mangel an Selbstzucht bei den Eltern und an einer gesunden Disziplin bei den Kindern. Diese Probleme sind bei weitem nicht nur die Probleme Deutschlands allein. Sie lasten auf allen hochentwickelten Ländern.

Und die Gefahren, die sie mit sich bringen, scheinen mir keineswegs kleiner zu sein als diejenigen, die auf uns von draußen zukommen. Zu ihrer Lösung genügt keine von den modischen ideologischen Anschauungen unserer Zeit – der Marxismus nicht und auch nicht das Ideal des uneingeschränkten freien Wettbewerbs. Hier helfen nur neue bahnbrechende geistige Pionierarbeit, ein hoher Grad sozialer Disziplin, und, meiner Überzeugung nach, eine echte Religiosität.

Und ich kann an kein Volk denken, das auf Grund der eigenen angeborenen Eigenschaften sowie des Standes der technischen und industriellen Entwicklung besser geeignet und besser imstande wäre, an der Lösung solcher Probleme konstruktiv mitzuwirken und dabei der ganzen westlichen Staatengemeinschaft einen Dienst von welthistorischer Bedeutung zu leisten, als die Deutschen.

Manchmal scheint es mir sogar: man könnte hier in der Erfüllung einer solchen hochpositiven Aufgabe eine Art Versöhnung finden mit vielem aus der Vergangenheit, mit dem sich sonst nicht leicht versöhnen läßt und was Ratlosigkeit schafft.

Aber das sind natürlich nur die Träume eines älteren Mannes, dem seine Freunde sagen, er neige dazu, die eigenen Gedanken manchmal zu weit fliegen zu lassen. Ich täte besser, glaube ich, am Schluß dieser Ausführungen noch einmal auf die

Erinnerungen aus der Vergangenheit zurückzugreifen und eine gewisse Feststellung zum Ausdruck zu bringen, die aus den Eindrücken jener früheren Jahrzehnte hervorging, aber auch in dem, was man von dem heutigen Deutschland beobachten kann, ihre Bestätigung findet; und das wäre die Feststellung – ja, sogar die Überzeugung, – daß es in diesem deutschen Volke trotz aller Irrwege, aller Enttäuschungen, aller Mißerfolge der Vergangenheit und allem zur Schau getragenen Skeptizismus und Zynismus, immer noch eine große Reserve gibt an Anständigkeit, an gutem Willen, an Glauben an die moralischen und sittlichen Werte, die unsere gemeinsame Zivilisation groß gemacht haben. Ich freue mich jedenfalls, durch die Mitgliedschaft im Orden *Pour le mérite* mit diesem Lande, das mir in früheren Jahren so viel gegeben hat, wieder verbunden zu sein; und ich teile den Glauben, den ich bei so vielen meiner deutschen Freunde konstatiere, an seine friedliche, hoffnungsvolle und im tiefsten Sinne schöpferische Zukunft.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an
HANSJOCHEM AUTRUM, PIERRE BOULEZ,
SIR ERNST GOMBRICH,
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK und BRUNO SNELL
in Bonn am 30. Mai 1978

Bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität in Bonn überreichte der Ordenskanzler HANSJOCHEM AUTRUM, PIERRE BOULEZ, SIR ERNST GOMBRICH, FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK und BRUNO SNELL in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Walter Scheel die Ordenszeichen.

Herr LYNEN sprach folgende Laudatio auf Herrn AUTRUM:

Lieber Herr Autrum,

ich übernehme die Aufgabe, einige Worte zur Einführung an Sie zu richten, mit besonderer Freude. Sind es doch heute 20 Jahre, seit Sie 1958 als Nachfolger von Karl von Frisch von der Universität Würzburg nach München berufen wurden und wir dort in der Naturwissenschaftlichen Fakultät zusam-

mentrafen. Und wir haben uns in diesen 20 Jahren stets gut verstanden.

An Ihrem umfangreichen wissenschaftlichen Werk sticht die Mannigfaltigkeit hervor, die davon herrührt, daß Sie sich immer dann, wenn ein Problem durch Ihre Untersuchungen gelöst war, sofort einem neuen Forschungsfeld zuwandten. Im Anschluß an Ihr Studium von Physik, Mathematik und Zoologie widmeten Sie sich zunächst dem Studium der Physiologie des Nervensystems und der Muskeln beim Blutegel. Doch dann wandten Sie sich gleich dem großen Reich der Insekten zu, dem Gebiet, auf dem Sie eine große Zahl hervorragender Erfolge erzielt haben. Ich denke an Ihre Studien zum Hören und zum Erschütterungssinn der Insekten, wo Sie das Vorkommen verschiedener Arten von Empfängern für Schalldruck und Schallschnelle klären konnten. Als nächstes kamen dann Ihre fundamentalen Untersuchungen zum Licht- und Farbensehen. Auch bei sehr lebhaften und optisch gut orientierten Insekten war oft mit Verwunderung eine schlechte Sehschärfe festgestellt worden. Sie machten dann die wichtige Entdeckung, daß das mangelhafte räumliche Auflösungsvermögen durch ein hervorragendes zeitliches Auflösungsvermögen der Augen kompensiert wird. Während unser Auge nur etwa 20 optische Eindrücke in der Sekunde getrennt wahrnehmen kann, sind es bei vielen Insekten etwa 200, und das ist für ihr Bewegungssehen ganz entscheidend. Besonders intensiv befaßten Sie sich auch mit den Primärvorgängen an den Sinneszellen der Insektenaugen bei der Reizung durch Licht. Mit außerordentlich subtiler elektro-physiologischer Methodik konnten Sie die Belichtungspotentiale an einzelnen Sinneszellen des Bienenauges messen, und fanden auf diese Weise dreierlei Typen von Sinneszellen, die das Maximum

ihrer Empfindlichkeit in drei verschiedenen Spektralbereichen haben. Damit konnten Sie die so lange umstrittene Dreikomponententheorie des Farbensehens für die Sinneszellen des Bienenauges endgültig beweisen. Im Anschluß an diesen großen Erfolg wechselten Sie das Forschungsfeld noch einmal. Jetzt wurde es die Untersuchung der Streß-Situation bei Säugetieren (Tupaias) mit dem experimentellen Ergebnis, daß damit schwere Schädigungen der Nieren ausgelöst werden.

Die Mitglieder des Ordens freuen sich, daß wir mit Ihnen wieder einen neuen Zoologen von hohem internationalem Rang in unseren Reihen haben. Ich heiße Sie im Orden herzlich willkommen!

Herr AUTRUM dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler!

Für die hohe Ehrung, die mir durch die Aufnahme in das Kapitel des Ordens zuteil geworden ist, danke ich Ihnen. Für den Naturwissenschaftler ist das Bewegendste und Erregendste immer das Unerwartete, das nicht Vorhergesehene. Diese Ehrung war nie von mir vorausgesehen, weder in der Jugend noch je später. Bei Ihrem Anruf, Ihrer Anfrage, ob ich die Ehrung annähme, war ich überrascht, sprachlos.

Ich durfte bereits an zwei Tagungen des Ordens teilnehmen und habe dabei die Erfahrung gemacht, daß der Orden es sich zur Aufgabe gemacht hat, über die Grenzen und den Zaun des Faches, auch über die Zäune der Wissenschaften hinauszusehen und zu versuchen, eine gemeinsame Sprache zu spre-

chen. Oft wird ja behauptet, wir könnten das gar nicht mehr. Das stimmt nicht. Wir können uns verständigen, wir können gemeinsam sprechen, wenn wir es nur wollen. Auf den beiden Tagungen habe ich mit Dankbarkeit erlebt, daß Aufgabe und Sinn des Ordens ist, die gemeinsame Sprache und die gemeinsame Sache über die Grenzen der Wissenschaften und der Künste hinaus zu finden. So kann mein Dank nicht nur in einigen wenigen Worten hier bestehen, sondern er muß in der Aufgabe – und der Orden ist eine Aufgabe – bestehen, hinzuhören, zu verstehen, zu antworten und dadurch teilzuhaben am Leben des Ordens. Das soll mein dauernder Dank sein.

Auf Herrn BOULEZ sprach sodann Herr LIGETI die folgende Laudatio:

Lieber Pierre Boulez,

daß der Herr Ordenskanzler mich gebeten hat, Sie in unserem Kreis zu begrüßen, bringt mich etwas in Verlegenheit, denn Sie und ich wurden zur selben Zeit zu Mitgliedern des Ordens *Pour le mérite* gewählt. Doch viel intensiver als meine Verlegenheit ist die Freude, die ich bei Ihrer Begrüßung empfinde, da ich Sie als einen der bedeutendsten Neuerer der musikalischen Sprache in unserer Zeit verehere: Die Konsequenz Ihrer kompositorischen Erneuerung und die Unerbittlichkeit Ihrer Haltung wirkte erlösend und erhellend auf unsere Generation, und ebenso auf die der uns nachfolgenden Generation von Komponisten. Ich persönlich verdanke Ihrer Musik ganz wesentliche Impulse.

Ausgehend von den Voraussetzungen einer rein strukturellen, nicht-thematischen und nicht-motivischen Musik, wie sie bei

Debussy und Webern gegeben waren, sind Sie durch das folgerichtige Weiterdenken dieser Voraussetzungen, stilistisch jedoch völlig unabhängig von Debussy und Webern, zu einer kompositorischen Sprache gelangt, die in ihrer Originalität und ihrer Kraft eine Epoche geprägt hat: Schon in den Frühwerken wie »Le Visage Nuptial«, »Le Soleil des Eaux« und »Polyphonie X« war diese Sprache zugegen, und voll entwickelt erscheint sie im Schlüsselwerk der Epoche, in »Le Marteau sans Maître«.

Eine bis dahin nicht gekannte rhythmische Komplexität und Verfeinerung, die Überwindung des Denkens in festen Metren, sowie die Abkehr von allen historisch festgefrorenen Schematismen der musikalischen Form kennzeichnen Ihre Musik. Flexibilität der Strukturen, Präzision und Sensibilität – all das ebenso konstruktiv wie affektbeladen und ohne jede Spur von Sentimentalität – verbinden Ihre Musik, trotz ihrer Neuartigkeit und scheinbaren Traditionslosigkeit, mit der vornehmsten Tradition der französischen Musik, mit der Kunst eines Rameau, eines Couperin, eines Debussy.

Während ich Ihre kompositorische Tätigkeit als zentralen Gegenstand würdige, darf ich Ihre bahnbrechende Wirkung als Dirigent, Theoretiker und Pädagoge nicht unerwähnt lassen. Sie widmeten sich als Dirigent auf eine einmalig präzise und uneitle Art der Verbreitung der Musik unserer Zeit, im Bewußtsein, daß Neue Musik nur durch werkgerechte und häufige Aufführung die Bereitschaft der Menschen zum Zuhören und Verständnis anfachen wird. Die Gründung der Konzerte des »Domaine Musical« in Paris, dann Ihre Wirkung als Leiter des BBC Symphony Orchestra in London und des New York Philharmonic Orchestra standen im Dienste der Neuen Musik. Schließlich gründeten Sie und leiten heute die

einzigartige Forschungsanstalt IRCAM in Paris: Die Impulse, die von dieser Stätte der Begegnung von Komposition, Psychoakustik und Computer Science ausgehen, werden stilbildenden Einfluß auf die Komponisten der uns folgenden Generation ausüben.

Lieber Pierre, ich komme zu etwas ganz Persönlichem. Wir sind uns zum ersten Mal vor fast 22 Jahren begegnet, in Wien; ich kam dorthin gerade als Flüchtling nach dem ungarischen Aufstand, und Sie kamen aus Paris als noch nicht etablierter, kämpfender Künstler, um Ihre beiden ersten Klaviersonaten und Ihren »Marteau sans Maître« aufzuführen. Ich habe seitdem sehr viel von Ihnen und von Ihrer Musik gelernt, und ich empfinde heute, da ich Sie hier, in unserem Orden, in dieser Gesellschaft der geistigen Elite begrüße, dasselbe Glück wie vor fast 22 Jahren in Wien, als ich Sie zur Probe des »Marteau sans Maître« begleiten durfte.

Herr BOULEZ erwiderte folgendes:

Ich bin vor Angst fast sprachlos geworden und will Ihnen nur mit ein paar Worten danken. Ich muß sagen, diese Zeremonie ist viel seriöser, als ich erwartet habe. Ich blicke zwar nicht auf eine große Erfahrung in diesen Dingen zurück, aber ich erinnere mich an meine erste Zeremonie dieser Art in Frankreich, bei der man mir in der Aufregung eine total falsche Medaille überreichte. Ich mußte 15 Tage warten, bis man mir die richtige mit der Post übersandte!

Diesmal habe ich Sie zwei Jahre warten lassen müssen, dafür kann ich gleich den richtigen Orden mit nach Hause nehmen. Ich danke Ihnen allen von ganzem Herzen dafür.

Der Ordenskanzler hielt folgende Laudatio auf SIR ERNST GOMBRICH:

Verehrter Sir Ernst Gombrich,

Das Kapitel hat Sie am 7. Juni 1977 zum Mitglied des Ordens gewählt. In Wien geboren und aufgewachsen, haben Sie Kunstgeschichte und Archäologie bei Julius von Schlosser und Emanuel Löwy, bei Ernst Kris auch Psychoanalyse studiert. 1956 mußten Sie – und wer fühlte nicht heute noch mit Ihnen – den Weg in die Emigration nehmen, und zwar nach London, wo Sie mit dem Warburg Institute der Universität verbunden waren und von 1959 bis 1976 als Direktor dieser in aller Welt hochangesehenen Forschungs- und Lehrstätte mit überragendem Erfolg gewirkt haben. Sie waren Professor an der Universität London, Gastprofessor in Oxford, Cambridge, Harvard und Cornell. Zahlreiche Akademien und wissenschaftliche Gesellschaften haben Sie zu ihrem Mitglied gemacht, Sie sind mehrfacher Ehrendoktor.

Ihr Lebenswerk, soweit es bis heute vorliegt, gliedert sich, so kann man wohl sagen, in drei Gruppen. Die erste umfaßt Studien, die der Renaissance und dem Barock gelten und die in Ihrem großen, imponierenden Werk über Kunst, Ikonographie, Symbolik und das Mäzenatentum der Renaissance gipfeln. Zu einer zweiten Gruppe kann man Arbeiten zählen, die sich auf die gesamte Kunstausbildung beziehen, darunter Themen über das Verhältnis der Kunst zur Gelehrsamkeit und der Kunstgeschichte zu den Sozialwissenschaften. In einer dritten Gruppe haben Sie besonders psychologische Probleme untersucht. Mit Ihren Studien über das Wesen künstlerischer Schöpfung, die Art und Weise des Sehens und der Kunstauf-

nahme und ganz speziell über das Phänomen der Illusion in der Malerei und in der Zeichnung haben Sie ausgesprochen zeitgenössische Probleme aufgegriffen, mit modernen, wissenschaftlich fundierten Methoden behandelt und damit einen ganz neuen, in die Zukunft weisenden Weg eingeschlagen. Ihr Werk zeichnet sich also nicht nur dadurch aus, daß Sie auf einem bestimmten Gebiet, nämlich dem der Renaissance, ein ausgezeichnete Fachmann sind, sondern daß die von Ihnen aufgegriffenen Themen im ganzen von einem kaum je erreichten Umfang sind, daß sie von der Kunst der Vorgeschichte bis zu den modernsten Künstlern reicht und dabei von einer Weite und Tiefe der Gedanken, von einem Erfassen feiner künstlerischer Nuancen und von einem ausgebildeten psychologischen Verständnis getragen sind, die ihresgleichen suchen. Das alles bedingt Ihren hohen Rang als Kunsthistoriker und Kunstdeuter in unserer Zeit und das würdigt der Orden durch seine Wahl, die Sie, sehr verehrter Sir Ernst Gombrich, angenommen haben. Ich freue mich, Sie heute in den Orden aufnehmen zu dürfen.

SIR ERNST GOMBRICH dankte mit folgenden Worten:

Herr Bundespräsident,
verehrter Herr Ordenskanzler!

Das Herannahen dieser feierlichen Stunde, in der ich in den Orden *Pour le mérite* aufgenommen werden sollte, rief in mir als Kunsthistoriker, der mehr als vierzig Jahre mit dem Warburg Institute verbunden war, das Bedürfnis wach, mir von dem *Mérite* auch ein Bild zu machen. Denn *Mérite*, oder jedenfalls *Merito*, war tatsächlich der Gegenstand der gelehr-

ten und künstlerischen Phantasie im Zeitalter der Renaissance. Die Befragung von Cesare Ripas Handbuch der Ikonologie aus der Zeit ergab, daß ich mir einen würdigen Greis vorzustellen hatte, der auf steilem Gipfel stehend, in der geharnischten Rechten seinen Kommandostab hält, in der bloßen Linken ein Buch.

In der Erklärung heißt es, ganz im Sinne der Geschichte dieses Ordens, daß hier zwei Arten des Verdienstes gemeint sind, eine im Krieg, die andere im Studium und den schönen Wissenschaften. Ripa hat es uns überlassen, darüber nachzusinnen, warum er unser Attribut der linken Hand zugewiesen hat. Um eine ethische oder gar politische Wertung kann es sich natürlich nicht handeln; woran er gedacht hatte war gewiß, daß der Kampf der geharnischten Rechten bedarf, während die schwache Linke immer noch Kraft genug hat, um ein Buch zu halten.

Ich weiß, daß wir uns gerne vorsagen, der Geist sei stärker als das Schwert, aber die Macht ruht doch in der gepanzerten Faust, ob sie nun dazu gebraucht wird, den Geist zu beschirmen oder niederzuknüppeln. Die Opfer der Macht schreiben keine Bücher mehr, ja es ist uns versagt, auch nur zu ahnen, was die Wissenschaften und Künste an ihnen verloren haben.

So hätten es die alten Allegoriker verstanden, wenn ich ihnen geraten hätte, dem Bild des *Merito* eine andere Gestalt beizugesellen, die Gestalt der Fortuna. Zwar ist der Göttin des Glücks nichts am Verdienst gelegen, sie verteilt ihre Gaben blindlings, und die Klagen über ihre Ungerechtigkeit tönen durch die Weltgeschichte. Aber ohne die Gunst der launischen Göttin hätte auch *Merito* nie die steile Höhe erreichen können, auf die ihn Ripa gestellt hat.

Gehöre ich wirklich dort hinauf, in die Nähe der ehemaligen und gegenwärtigen Ordensmitglieder, zu deren Leistungen ich immer aufgeblickt habe? Ich weiß, es steht mir nicht zu, diese Frage auch nur zu stellen, nachdem Ihr Entscheid gefallen ist. Nur Eines darf ich sagen: Daß ich das Glück dieser Stunde erleben durfte, habe ich gewiß nicht verdient – weil sich das Glück eben nicht verdienen läßt.

Herr ESCHENBURG sprach folgende Laudatio auf Herrn VON HAYEK:

Herr von Hayek, ich habe die Freude und die Ehre, Sie im Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste begrüßen zu dürfen. Vor fünfzig Jahren sind Sie in einer Zeit steigender Konjunkturschwankungen und wachsender Arbeitslosigkeit zu einem konjunkturtheoretischen Streit gegen John Maynard Keynes angetreten. Er war damals ein in der Wirtschaftswelt höchst angesehener Mann. Seine Theorie galt weithin in der Wirtschaftspraxis, gerade auch in der Wirtschaftspolitik, gleichsam als das Rezept zur Sicherung der Vollbeschäftigung. Sie waren, dreißigjährig, Leiter des österreichischen Instituts für Konjunkturforschung und kaum über den engeren Fachkreis ihrer Wissenschaft hinaus bekannt. Aber nunmehr erregten Sie Aufsehen. Maßgebende Stimmen haben voller Anerkennung, ja Bewunderung, von Ihrer Geld- und Konjunkturtheorie gesprochen, aber sie wäre für die aktuelle praktische Politik nicht akzeptabel. Die Schwedische Akademie der Wissenschaften sagt in der Nobelpreislaudatio »Er (Hayek) war auch, wohl zum Teil auf Grund seiner tieferschürfenden Analyse, einer der wenigen Ökonomen, die vor der Möglichkeit einer schweren wirtschaftlichen Krise

warnten, bevor sich der große Zusammenbruch im Herbst 1929 ereignete«.

Auf Grund Ihres Buches »Konjunktur- und Geldtheorie« wurden Sie zur Gastvorlesung an die London School of Economics eingeladen, was zu jener Zeit ein ungewöhnlicher Vorgang war. Sie berief Sie zum Professor für Nationalökonomie und Statistik. Das war bei den damals in England knappen und daher von Einheimischen sehr begehrten Lehrstühlen eine echte Auszeichnung.

Von 1950–62 waren Sie Professor für moral and social science an der Universität Chicago. Dann rief Sie die Universität Freiburg. Die Berufung eines dreiundsechzigjährigen Ordinarius kam in Deutschland ganz selten vor, besonders in einem so sparsamen Land wie Baden-Württemberg. Nach Ihrer Emeritierung 1969 gingen Sie als Gastprofessor nach Salzburg, um 1974 nach Freiburg zurückzukehren. Ich kann in dieser kurzen Ansprache nicht Ihre Lehrtätigkeit an den Universitäten zahlreicher Länder in nahezu allen Kontinenten, am häufigsten in Japan, aufzählen. 1974 erhielten Sie zusammen mit dem Schweden Gunnar Myrdal den neugestifteten Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften, und zwar für Ihre »bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der Geld- und Konjunkturtheorie und Ihre tiefgründige Analyse der wechselseitigen Abhängigkeit der wirtschaftlichen, sozialen und institutionellen Phänomene«.

Von der Nationalökonomie greifen Sie auf Rechts-, Sozial- und politische Philosophie, auf Ethnologie und Anthropologie über. In der Wirtschaftswissenschaft sind Sie vorbildlich in der interdisziplinären Forschung, wie es vorher Max Weber auf ganz andere Art gewesen ist. Gerade wegen des großen Einflusses »fachspezifischer wirtschafts- und sozialtheoretischer

Theorien auf das Wohl und Wehe der Menschen« demonstrieren Sie »die allgemeine politische und soziale Verantwortung der Wirtschaftswissenschaft«.

Ein Jahr vor Kriegsende erschien Ihr Buch »The road to serfdom« – »Der Weg zur Knechtschaft«. Damals wurde Planwirtschaft aus kriegsbedingten Gründen, wenn auch in unterschiedlicher Form, praktiziert. Aber auch nach Kriegsende galt sie in der Wirtschaftstheorie und -praxis als allein mögliches System. Sie haben damals in diesem Buch die Wirkungen der Planwirtschaft, in erster Linie der sozialistischen, auf »Würde und Selbstverantwortung der Menschen« in der heutigen Gesellschaft untersucht, unabhängig von Doktrinen, rein gegenständlich. Das Buch hat großes Aufsehen erregt. Es ist, in zwölf Sprachen übersetzt, Ihr populärstes Werk. Mit diesem Buch sind Sie international zu einer höchst angesehenen Erscheinung geworden. Dem Respekt vor Ihrer Leistung konnten sich auch manche Gegner nicht entziehen.

Ihr Buch war die Vorarbeit zu Ihrem Hauptwerk »The constitution of Liberty«. 1960 ist es erschienen, 1974 in deutscher Sprache. Es ist eine fundamentale Monographie der Freiheit, wie es sie ihresgleichen bisher nicht gegeben hat. Auch wenn die Ergebnisse Ihrer Arbeit von nicht wenigen bezweifelt oder abgelehnt wurden, wird die Monumentalität Ihrer Sozialphilosophie nicht bestritten werden können, die völlige Eigenständigkeit mit strenger kritischer Distanz zu Ideologien wie zu traditionellen Vorstellungen und die souveräne Gegenständlichkeit. Nach Ihren Worten haben Sie versucht, die Prinzipien durch Zusammensetzung der Bruchstücke einer Tradition zu rekonstruieren. Es ist sehr, sehr viel mehr. Sie haben in kritischer Auslese der Bruchstücke einen neuen Begriff von Freiheit geschaffen. Sie sagen mit Recht, daß, was Sie Libera-

lismus genannt hätten, ein Wort, das Sie, wie es scheint, ungern gebrauchen, wenig mit einer politischen Bewegung zu tun hat, die heute seinen Namen trägt.

Es ist, wie manches andere klassische Werk, ein Buch gegen den Strom der Zeit. Das scheint sie weder gereizt noch gestört zu haben. Wie vor fünfzig Jahren meinen auch jetzt manche überzeugte und begeisterte Anhänger, daß diese Theorie heute in der praktischen Politik nicht akzeptiert werden kann. Sie sagen im Schluß Ihres Werkes, daß Sie seine Wirkung auf die Zukunft, auf die Wirklichkeit erhoffen.

Ich heiÙe Sie, Herr von Hayek, mit verehrender Freude im Kapitel willkommen.

Herr VON HAYEK dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ordenskanzler,
Herr Kollege Eschenburg!

Darf ich in der tiefen Ergriffenheit nach Erhalt dieser Ehre ganz kurz mit der klassischen lateinischen Formel antworten, die ich zum ersten Mal vor fast 60 Jahren nach Erhalt meines ersten akademischen Grades gesprochen habe: *pro collato honore gratias ago!*

Auf Herrn SNELL hielt der Ordenskanzler die folgende Laudatio:

Verehrter, lieber Herr Snell,

Bedarf es überhaupt vieler Worte der Begründung Ihrer am 7. Juni 1977 vollzogenen Wahl in den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste? Ihr Name und Ihre Leistungen sind über den Bereich dessen, was man Geisteswissenschaften nennt, hinaus sehr vielen bewußt, nicht nur in unserem Land, sondern ebenso auch jenseits seiner Grenzen, überall dort nämlich, wo der Begriff »Antike« noch seinen vollen Klang hat.

Sie haben eine weitausstrahlende Wirksamkeit entfaltet, als akademischer Lehrer in Hamburg, als Gelehrter und Forscher, als Bewahrer und Kündler des uns von der Antike überkommenen Erbes. Ihre zahlreichen Werke, vor allem auf dem Gebiete der großen griechischen Dichtung – Aischylos, Euripides, Pindar –, auf dem der griechischen Philosophie – Heraklit vor allem –, der Philologie und Mythologie, der Erschließung von Papyri und, nicht zu vergessen, Ihr Wirken für das Lexikon des frühgriechischen Epos, begründeten Ihren hohen Rang als Altertumsforscher. Mehr noch: mit Ihren in glänzender Darstellung geschriebenen Büchern wie »Die Entdeckung des Geistes« (1946), »Poetry and Society«, das zuerst englisch (1961), dann deutsch (1965) erschienen ist und »Die alten Griechen und wir« (1962) – um nur diese zu nennen – sind auch Schichten angesprochen, erreicht und nachdenklich gestimmt worden, die sich gewöhnlich dieser, unserer Welt nicht leicht erschließen. Dieses ganze, große Werk in seiner Tiefe und in seiner Wirkung hier zu würdigen, ist nicht auch nur annähernd möglich.

Doch mag es erlaubt sein, dafür eine persönliche Erinnerung wachzurufen. Der 1. Band des von Ihnen herausgegebenen Jahrbuchs »Antike und Abendland. Beiträge zum Verständnis der Griechen und Römer« ist im Februar 1945, der 2. Band im Herbst 1946 erschienen, also zu einer Zeit, in der Europa, ja die Welt durch Tiefen und Schrecken ging, wie man sie sich schlimmer kaum vorstellen kann. Im ersten Band wurde das »Nachleben der Antike an bestimmten Stationen der europäischen Geschichte« behandelt, der zweite galt dem archaischen Griechentum; wie Sie in Ihrer Einführung sagten: der Zeit, »in der die Kräfte Griechenlands mächtig aufblühen und auf allen Gebieten die Grundlagen des europäischen Lebens gelegt werden. Heute, wo der Weiterbestand dieses Europas so sehr in Frage gestellt ist, schien es besonders am Platze, dorthin den Blick zurück zu wenden«. Durch diese Worte und durch das Werk, dem sie galten, haben Sie damals zu denen gehört, die uns Jüngeren in für manchen aussichtslos scheinender Lage neuen Mut und neue Hoffnung gaben, einen gangbaren Weg wiesen. Das sei auch heute nicht vergessen, hier an dieser Stelle, an der ich die Freude habe, Sie in den Orden aufzunehmen und Sie im Kapitel willkommen zu heißen.

Herr SNELL dankte mit folgenden Worten:

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundlichen Worte und ich möchte mir nur wünschen, daß das, was Sie mir zutrauen, auch wirklich erreicht werden kann. Ich selber werde jedenfalls versuchen, mir weiterhin Mühe zu geben, in dem Sinne zu arbeiten, wie Sie es so freundlich mir zutrauen.

Ich bedanke mich.

ANHANG

VORTRAG
VON HEINZ MAIER-LEIBNITZ
AUF DER INTERNEN ORDENSTAGUNG IN CELLE
AM 17. OKTOBER 1977

HEINZ MAIER-LEIBNITZ

BEHERRSCHUNGSSYSTEM DER FORSCHUNGS- FÖRDERUNG UND ANDERE UNLÖSBARE PROBLEME*

Ich habe mir gedacht, daß ich vor Ihnen besser über Probleme als über Resultate spreche. Probleme sind das, was uns bewegt, motiviert, wenn Sie mir ein bißchen Jargon erlauben. Gelöstes ist nicht so sehr ein Anlaß, darüber zu reden, als ein Anlaß, sich neuen Problemen zuzuwenden. Und es gibt Probleme, die haben etwas Ewiges, weil bei ihnen widersprechende Forderungen aufeinandertreffen. Es kann keine endgültige Lösung für sie geben, man muß sich immer wieder neu mit ihnen auseinandersetzen. Von solchen Problemen will ich heute sprechen, an Beispielen. An Beispielen nicht aus der Physik (dort haben die meisten Probleme eine Lösung), sondern aus dem Bereich zwischen Wissenschaft und Politik, in dem ich heute wirken und nachdenken muß.

1. Mein Thema habe ich etwas provokativ genannt: »Beherrschungssystem der Forschungsförderung«. Damit bin ich gleich in den Widerstand meiner ängstlichen Freunde in der Ge-

* Die Anmerkungen sind später zugefügt.

schäftsstelle gelaufen: »Beherrschung« ist ein Reizwort, damit weckt man unfreundliche Assoziationen, auch wenn das Wort zutrifft. Hier haben wir das erste ewige Problem: Darf man sagen, was wahr ist? Ich will nicht über Worte streiten: »Darf«, »soll«, »muß« soll mir recht sein; und »wahr« soll nur heißen, daß die jeweiligen Gesprächspartner sich einig sind, daß es stimmt; aber deshalb brauchen sie nicht darüber einig zu sein, daß man darüber sprechen soll. Naturwissenschaftler werden meist indigniert mit Ja antworten; und andere werden dann nachsichtig lächeln.

Nach vier Jahren Forschungsförderung habe ich aber doch den Eindruck, daß zuviel nicht gesagt wird, meistens aus Schwäche oder Angst, und daß das oft momentan hilft, aber später Schwierigkeiten macht. Man muß lernen, viel zu sagen. Sagen klärt ungemein, wenn man vorher nachgedacht hat, auch darüber, was andere sagen und denken könnten. Meine besten Partner waren die, die am meisten von dem sagen konnten, was sie dachten.

Ein ganz außerhalb der Forschungspolitik liegendes Beispiel, das aber mich sehr beschäftigt, ist die Aussage: »Der Staat muß das Monopol für physische Gewalt haben.« Davon spricht heute fast niemand. Aber wenn dieses Wort seit 1920, als Max Weber es in einem berühmten Vortrag gebrauchte, im allgemeinen Bewußtsein wäre, wenn die Folgerungen, die man daraus ziehen muß, von vielen gezogen worden wären, dann würden wir heute in einer ganz anderen Situation sein, im Bewußtsein der Bürger gegenüber dem, was der Staat tun muß, tun darf und nicht tun darf, was die Bürger nicht tun dürfen, wenn sie keine verbrecherische Regierung haben.¹

¹ Hier ist natürlich das allgemeine Problem angesprochen: Wozu sagt oder verschweigt man etwas? Hinter unserer Aussage steckt die Hoff-

2. Zurück zu Forschung und Herrschaft. Wieviel Beherrschung darf, muß es in der Forschung geben? Wir haben hier eine groteske Situation: Dieselben Personen oder Richtungen, die das Wort Beherrschung nur als Schimpfwort für Andersgläubige kennen, verlangen die Beherrschung der Forscher durch Planung, Prioritätensetzung, Kontrolle, mit Auswüchsen, die zu bekämpfen meine Haupttätigkeit in den letzten vier Jahren gewesen ist.²

Beherrschung wird von Betroffenen als Behinderung empfunden. Behinderung aber hat es immer gegeben. Galilei ist an Dogmen angestoßen. Kepler mußte um seines Lebensunterhalts willen zum Teil Astrologie statt Forschung betreiben. Der große Mathematiker Gauß bekam von seinem Herzog fünfzehn Jahre lang volle Freiheit für seine Wissenschaft, aber der kaum ausgesprochene Neid seiner Braunschweiger Mitbürger genügte, um ihn »nützliche« Tätigkeiten suchen zu lassen, die seinem Genie nicht gemäß waren.

nung, daß es vielleicht (zur Zeit wieder einmal) eine Entwicklung in der Richtung geben könnte, daß Diskussionen mehr als bisher der Klärung eines Problems, der Vorbereitung einer gemeinsam zu tragenden Entscheidung dienen könnten, und weniger der Erreichung von Vorteilen für die eigene Seite und der Schädigung der anderen; oder daß sachliche Argumente mehr und mehr gegenüber taktischen an Gewicht gewinnen.

² Mit Beherrschen meinen wir weder etwas Illegitimes noch etwas Institutionelles und Dauerndes. Die Herrschaft der Regierung ist institutionalisiert, im Prinzip auf Dauer. Die Systemveränderer beherrschen Teile der Hochschulen ohne Institutionalisierung und wohl nicht auf Dauer. Ein Lehrer beherrscht den Schüler, indem er ihm Aufgaben stellt und ihn prüft; eine Mutter ihr Kind, indem sie es hindert, ins Wasser zu fallen. Herrschaft ist überall; aber es soll davon so wenig wie möglich geben. Diese Forderung läßt natürlich viel Spielraum für Meinungsstreit.

Heute ist kaum mehr ein Forscher finanziell unabhängig. Dazu kommt, daß die Forschung heute mehr Geld braucht als das Gehalt des Forschers. Ein guter Physiker mit zehn Mitarbeitern kostet über 1 Million DM im Jahr; da kann er keine volle Freiheit mehr erwarten. Die Frage kann eigentlich nur mehr sein: Welche Beherrschung und wie viel?

3. Da ist zunächst die Öffentlichkeit. Von ihr hängt auf die Dauer ab, wie viele Forscher es geben darf. Das ewige Problem ist hier, daß man von den Forschern viel erwartet, Fortschritt der Erkenntnis, Weisheit, Anwendungen, daß man aber nicht wirklich verstehen kann, was sie tun. Dies führt zu einem dauernden Zwiespalt zwischen größtem Vertrauen bis zur Verehrung und Mißtrauen bis zur Angst. Hier gibt es viele Aufgaben, aber keine endgültigen Lösungen.

4. Ein viel direkteres Beherrschungsproblem besteht mit der staatlichen Seite. Die Forscher und die Geldgeber sitzen sich gegenüber und verstehen sich nicht. Es nützt überhaupt nichts, daß die Forscher zu den Geldgebern kein Vertrauen, oft für sie keine Achtung haben. Es nützt auch nichts, daß junge Ministerialräte oft glauben, sie verstehen die Forscher, aber sie auch nicht achten. Die Forschung wird oft wie eine Hühnerfarm betrachtet (Eierproduktion als Ziel der Forschungsförderung). Aber in Wirklichkeit ist es schlimmer: Hühner können nicht lesen, man muß sie gut füttern, damit etwas geschieht. Wissenschaftler aber kann man (mindestens scheinbar) mit Erlassen kommandieren.³

³ Ein Wissenschaftler, und gar ein Naturwissenschaftler, neigt dazu, sarkastisch zu sein, wenn er von seinen Oberen spricht. Das hängt damit zusammen, daß er gewisse Dinge besser weiß als die anderen; daß er andererseits vieles nicht weiß, weil er nicht so im praktischen Leben steht

Das Problem ist nicht lustig und sehr vielschichtig. Ich glaube, daß wir in den letzten Jahren sehr große Fortschritte gemacht haben. Der Bundeskanzler jedenfalls hat dazu eine sehr ermutigende Rede gehalten. Aber das Problem ist ganz sicher ewig.

5. Die mildeste Form der Beherrschung, sprich der Steuerung der Wissenschaft, ist (so darf man hoffen) die durch die Wissenschaftler selbst, die Selbststeuerung. Die Frage ist: Sind und wieso sind Wissenschaftler bereit, auf andere Wissenschaftler zu hören, sich von ihnen steuern zu lassen? Dazu gibt es eine Analyse von Niklas Luhmann, der ich bereit bin mich anzuschließen. Danach ist die Grundlage der Selbststeuerung das Streben nach Reputation. Wissenschaftler wollen von anderen anerkannt sein (das ist ihnen wichtiger als Macht, von der viel zuviel gesprochen wird). Deshalb schließen sie sich denen an, die selbst Reputation haben, hören auf sie. Wenn einer bei der Forschungsgemeinschaft einen Antrag stellt, dann wird dieser von Fachgenossen, die von den Kollegen gewählt sind, begutachtet, und die Gutachten entscheiden über die Bewilligung. Das ist natürlich eine Beherrschung des Antragstellers. Im allgemeinen geht es dabei sehr gerecht zu. Die Gutachter sind der größte Schatz der Forschungsgemeinschaft, aber natürlich, wie überall, es gibt Ausnahmen. Ein berühmtes Beispiel ist der geniale junge Mathematiker Abel, der dem großen Gauß eine ganz wichtige Arbeit schickte, die aber einen irreführenden Titel trug. Gauß las sie nicht, zum großen Schaden von Abel. Ähnliches ist bei den französischen

wie die meisten seiner Mitmenschen; und weil er in einem Dialog, wo es um Vorteile geht, meist unterliegt, weil die Regeln eines solchen Dialogs andere sind als die, an die er in seinem Fach gewöhnt ist.

Mathematikern passiert. Das Reputationssystem hat seine Gefahren. Es ist auch eines der ewigen Probleme.⁴

6. Eine ganz merkwürdige Schwierigkeit liegt in der Haltung der Beteiligten zu Neuem, zu dem Schritt ins Unbekannte. Wer Neues machen will, ist unsicher; er versteht es selbst noch nicht, macht Fehler, kann es noch nicht begründen. Die anderen, etwa die Gutachter, sind oft keineswegs unsicher; sie beurteilen den Antrag nach seinen Unvollkommenheiten. Das erspart ihnen meistens, auf das ihnen unheimliche Neue einzugehen, das sie instinktiv ablehnen. Das ist kein Vorwurf an einzelne. Neues ist bekanntlich allen unheimlich.

Trotzdem ist hier eigentlich kein ewiges Problem, denn es kann dadurch gelöst werden, daß man sich immer wieder vorsagt: »Ich muß Neues über meine Überzeugung hinaus fördern.« Hier ist also Aufklärung nötig. Natürlich erreicht man damit nicht, daß alles als neu Geförderte gut ist; es gibt eine

⁴ Dem Autor (und wohl auch Niklas Luhmann) ist klar, daß die Betonung der Reputation unter Kollegen für Außenstehende etwas Skurriles hat, ein Stück Kastendenken, ja eine Art Hochmut. Warum soll diese Reputation wichtiger sein als die beim Herrn Bundeskanzler oder bei dem Vorsitzenden des Studentenausschusses; oder bei den Vertretern der Medien? Gibt es nicht Wissenschaftler, wo das ganz anders ist? Und, viel schlimmer; Kommt es auf Reputation an? Genügt dem Wissenschaftler nicht, ein Stück Wahrheit gefunden zu haben, das er allein besitzt, auch wenn die Kapazitäten des Fachs anderer Meinung sind?

Hier ist das Selbstverständnis des Wissenschaftlers angesprochen. Er will sich mit seinen Kollegen solidarisch fühlen. Sein Horizont ist nicht groß genug, um die ganze Menschheit zu umfassen. Und mit der Wahrheit ist das so eine Sache. Wenige »wissen«, fühlen sich sicher, daß sie eine Wahrheit besitzen. Was sie leisten, sind Beiträge zu dem, was andere geleistet haben, hat ohne diese wenig Wert. Man braucht die anderen Wissenschaftler. Die großen Ausnahmen sind selten.

Fehlerquote. Es ist richtig, daß es eine Fehlerquote bei manchen anderen Anträgen nicht gibt: Alles, was herauskommen kann, ist langweilig. Ähnliches wie bei Neuem gilt übrigens auch bei den ersten Anträgen von Anfängern. Auch sie bedürfen einer gewissen Bevorzugung.⁵

7. Luhmanns Theorie der Selbststeuerung durch Reputation wird von vielen leidenschaftlich abgelehnt, weil diejenigen, die Reputation haben, unter den anderen hervorgehoben sind und dadurch eine gewisse Definition von Gleichheit aller verletzt wird. Diese Definition ist eine Mode und, so meinen wir, ein Mißverständnis. Es gibt hier zwei Aufgaben: Die eine ist, die Gleichheitsfanatiker einzudämmen; die zweite, immer wieder die Erstarrung einer Leistungshierarchie (eine solche ist das Reputationssystem) zu verhindern. Aber ganz wichtig ist es, immer wieder dafür zu sorgen, daß die Besten besonders gefördert, nicht behindert werden. Hier stellt sich vor allem das Problem der neuen Hochschulstrukturen.

8. Forschung kann heute in vielen Fällen nicht mehr das Werk eines einzelnen sein; es bedarf der Zusammenfassung der Kenntnisse, der Fähigkeiten, der Ideen und der Arbeitskraft mehrerer, um ein neues Ergebnis zu erzielen. Man spricht von Teamwork, und ich nehme an, Sie wissen alle, daß es dabei ewige Probleme gibt. Ich habe mit Teams von Gleichberechtigten schlechte Erfahrungen gemacht. Wenn es schwie-

⁵ Ich muß hier, vorsichtshalber, aber nicht ohne Anlaß, der Annahme entgegentreten, daß wir selbst nicht unser Gutachtersystem für besser halten als alles, was es anderswo gibt, und nicht bereit sind, es leidenschaftlich zu verteidigen. Aber es ist Sache gerade eines Forschungsförderers, ein Perfektionist zu sein. Nichts ist so gut, daß es nicht noch besser sein könnte; und keine Herrschaft so gerecht, daß nichts daran zu verbessern übrigbliebe.

rig wird, meint jeder, ein anderer sei verantwortlich. Es kommt darauf an, zu erreichen, daß diejenigen mit den größten Fähigkeiten und den besten Ideen auch den größten Einfluß haben. Das ginge gut, wenn dieselben Personen auch besonders fähig wären, andere zu überzeugen, wenn jeder von selbst geneigt wäre, sich unterzuordnen. Und dazu gehört wieder, daß in der ganzen Gruppe die Selbstkritik stärker entwickelt sein muß als die Aufmüpfigkeit und Rechthaberei, ganz entgegen heute verbreiteten Erziehungsprinzipien. Ich meine, daß es sehr viel nützt, wenn der Anführer einer Gruppe selbstlos ist; aber es gibt leider Mittel, auch dieses unwirksam zu machen; und außerdem kann man solche Selbstlosigkeit nur von sich selbst verlangen.⁶

9. Man soll nicht meinen, daß es keine langfristige Planung der Forschung gibt. An den Hochschulen geschieht sie durch Schaffung und Ausstattung von Lehrstühlen und Instituten, und dann durch Berufungen. Dies ist ganz sicher ein Herrschaftssystem, allerdings eines mit ganz besonders vielen Unklarheiten. Beteiligt sind die öffentliche Meinung, die Politiker, die staatliche Seite und natürlich die Wissenschaftler durch ihre Leistungen, aber auch durch das, was sie in Fakultäten und Berufungsausschüssen machen; dann alle, die heute sonst noch hineinreden; und natürlich die Journalisten in den Medien, die sehr wirksam und oft nützlich sind. Daß hier dauernde Probleme liegen, ist klar. Sicher sind große Verbesserungen denkbar; man weiß oft, was zu tun wäre. Aber ein

⁶ Wir sind uns klar darüber, daß hier Probleme vorliegen, die zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und in verschiedenen Fächern ganz verschiedene Lösungen und Nichtlösungen gefunden haben. Das Spektrum ist sehr breit, zu breit. Man muß, und ich glaube, man kann auf Fortschritte hoffen.

großer Rest muß für immerwährende Auseinandersetzungen bleiben.

10. In diesem Zusammenhang tritt natürlich das ewige Problem wieder auf: wozu Wissenschaft und Forschung? Wahrheitssuche oder Anwendung? Man unterschätzt meist, wieviel von der wissenschaftlichen Erkenntnis irgendwelche Anwendungen findet. Aber heute wird oft und überall verlangt, daß man schon bei der Forschung auf bestimmte Anwendungen zu zielen habe, und dazu noch Anwendungen, die von einer oft geheimnisvollen Instanz, etwa »der Gesellschaft« (die meistens in der Person des Redners inkarniert ist), festzulegen sind. Hier kann viel geschehen, aber es wird immer viel zu tun bleiben.

11. Dann: Kontrolle. Kontrolle über große Mittel muß sein. Aber wer kontrolliert, ob die Mittel zweckmäßig verwendet werden, wer weiß, was der Zweck ist? Ministerialräte, Gremien, die Bürokratie? Kann man solches durch Gesetze und Verordnungen regeln? Wir haben in manchen Bundesländern eine wahre Flut von Verordnungen, die die Arbeit behindern und viel mehr kosten als man damit sparen kann. Dies sind defensive Maßnahmen eines schwachen Staats. Wir brauchen wahrscheinlich nicht einen starken Staat; wir brauchen mehr Vertrauen und mehr Verantwortung. Dies ist ein ewiges Problem nicht nur bei der Forschung.⁷

12. Wenn Probleme nicht lösbar sind, kann man trotzdem etwas tun: Man kann sich auf einen Weg einigen, oder man

⁷ Ich weiß, daß der Ruf nach Vertrauen nicht legitim ist, dazu gefährlich und, wenn man für sich selbst Vertrauen verlangt, hochmütig. »Wir sind nicht hier, um Ihnen zu vertrauen«, haben mir Mitglieder eines Ausschusses in Grenoble gesagt, dessen Vorsitzender ich war. Ich wage trotzdem von Vertrauen zu sprechen, weil ich erlebt habe, wie ungeheuer nützlich es sein kann.

kann den Weg vorschreiben, der bis auf weiteres zu gehen ist. Am besten versucht man beides oder scheinbar beides zu tun. Dies scheint der chinesische Weg zu sein. In unerhörter Einigkeit sprechen Wissenschaftler, Studenten, Funktionäre aller Ränge bis zum obersten Vorsitzenden wörtlich dieselben Sätze, erarbeitet in vielen Diskussionen und abgestützt durch die täglich erklärte Vollkommenheit der Regierung, eine Autorität, die alle Gleichheitsanhänger brauchen, die aber bei uns fehlt.

Das chinesische Beispiel hat etwas Gespenstisches. Es ist sehr die Frage, welche Annäherung daran wir suchen sollen. Etwas müßte geschehen. Dies ist wahrhaftig ein ewiges Problem.

13. In diesem Zusammenhang etwas eher Lustiges. Ein berühmter Kollege aus den Gesellschaftswissenschaften hat, nachdem er mich bei einer informellen Gelegenheit reden hörte, informell erklärt, daß ich halb ein braver Bürger, halb ein Anarchist sei. Nachdem ich mit Bombenwerfen nichts im Sinn habe, kann er nur Proudhons positiven Anarchismus gemeint haben: Eine Gruppe von Menschen, die zusammen arbeiten, ist vollkommen, weil sie eine Gruppe von Arbeitenden ist und ihre Probleme selbst am besten kennt. Eine Regierung ist also ganz überflüssig.

Meine Damen und Herren, wenn wir hier als Gruppe die Wissenschaftler nehmen, dann muß Ihnen das sehr vertraut klingen aus Äußerungen von Nobelpreisträgern und anderen Bedeutenden. Leider fallen jedes Jahr viele damit auf die Nase. Die Wissenschaftler sind durch Intelligenz, Leistungsbereitschaft, Gutwilligkeit und geringe Selbstsucht eine relativ gute Gruppe. Aber Proudhons positiver Anarchismus hat sich selbst bei ihnen nicht bewährt.

Was ich Ihnen heute erzählt habe, das könnte das Inhaltsverzeichnis eines ziemlich großen Buches über Forschung, For-

schungsförderung und allgemeinere Probleme sein. Es wäre sicher nützlich, ein solches Buch zu schreiben. Aber viel wichtiger als die Feststellung des gegenwärtigen Standes ist die Bemühung darum, daß ein solches Buch nicht lange gilt, weil an den ewigen Problemen immer weitergearbeitet wird.

Aus der Chronik des Ordens

1978

1. Zuwahlen

2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder

Hansjochem Autrum

Pierre Boulez

Sir Ernst Gombrich

Friedrich August von Hayek

Bruno Snell

Hans Hartung

3. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn

Zwischentagung in Augsburg

4. Bildteil

Ordenstagung in Bonn

Zwischentagung in Augsburg

Übergabe des Ordenszeichens an Hans Hartung

ZUWAHLEN

Am 30. Mai 1978 in Bonn:

a) Inländisches Mitglied

Prof. Dr. med. Dr. h. c. GERD MEYER-SCHWICKERATH
(Ophthalmologe)

b) Ausländisches Mitglied

Prof. Dr. VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF
(Physiker)

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Die Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

HANSJOCHEM AUTRUM, PIERRE BOULEZ,
SIR ERNST GOMBRICH,
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK und BRUNO SNELL

erfolgte am 30. Mai 1978 bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität in Bonn in Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten Walter Scheel. Die Laudationes sprachen hierbei Herr LYNEN auf Herrn AUTRUM, Herr LIGETI auf Herrn BOULEZ, der Ordenskanzler auf SIR ERNST GOMBRICH und Herrn SNELL, Herr ESCHENBURG auf Herrn VON HAYEK (Seiten 77–91).

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

HANS HARTUNG

am 25. Oktober 1978

Am 25. Oktober 1978 überreichte der Ordenskanzler Herrn HARTUNG das Ordenszeichen in dessen Haus in Antibes in Anwesenheit von Herrn GUTBROD und einem kleinen Freundeskreis des Geehrten.

Nach einer kurzen Ansprache des Ordenskanzlers würdigte Herr GUTBROD in seiner Laudatio das Lebenswerk des neuen Ordensmitglieds.

Herr HARTUNG dankte mit folgenden Worten:

Sehr verehrter Herr Ordenskanzler,
Sehr geehrter Herr Professor Gutbrod!
Monsieur le Vice-Président du Conseil Général des Alpes
Maritimes, Maire d'Antibes et Madame Pierre Merli!
Meine Damen,
Meine Herren!

Es gibt zwei besondere Gründe, Ihnen, Herr Ordenskanzler und meinen deutschen Freunden meinen tief empfundenen Dank auszusprechen:

Erstens für den Grund Ihres Hierseins – zweitens eben, daß Sie die außerordentliche Liebenswürdigkeit hatten, bis hier-

her zu kommen, um mir diese große Auszeichnung zu überreichen.

Als mir Professor Alfred Hentzen im April 1977 über Ihren und Professor Hillebrechts Vorschlag schrieb, war ich beinahe erschrocken über die zu große Ehrung. Bald aber überwog eine tiefe innere Freude, in meiner alten Heimat immer noch so gute Freunde und Anerkennung zu finden.

Ich glaube, daß – ohne es bewußt gewollt zu haben – mein Leben einerseits, aber mehr noch die Wurzeln meiner Arbeit andererseits: germanisches Gefühlsleben und lateinische Klarheit, eine kleine Brücke geformt haben von Deutschland zu Frankreich, wie es schon viele andere gegeben hat.

Bei dem Durchlesen der mir in so freundlicher Weise überschiedenen Reden und Gedenkworte war ich sehr erstaunt, einen Vetter – oder war er Onkel von mir? – unter Ihren älteren Mitgliedern zu finden. Es handelt sich um den Leiter des Goethehauses in Frankfurt: Ernst Beutler. Ich fühle mich ganz besonders geehrt von jetzt an, einem Orden anzugehören, der als Künstler unter anderen Liebermann, Slevogt, Kokoschka, Moore, Schmidt-Rottluff, Emil Nolde und ganz besonders meinen Freund Fritz Winter vereinigte und selbst Jean August Dominique Ingres!

Enfin nous sommes tous très touchés que notre Ami et Maire d'Antibes Monsieur Pierre Merli et Madame aient bien voulu assister à notre très intime cérémonie.

Ich bin sehr bewegt und stolz über den Orden, den Sie mir überreichen, und danke Ihnen vielmals.

TAGUNGSBERICHTE

Die offizielle Ordenstagung in Bonn

Die in- und ausländischen Ordensmitglieder traten am 29. Mai 1978 vormittags und nachmittags im Palais Schaumburg zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung zusammen, an der am 30. Mai vormittags nur die deutschen Mitglieder teilnahmen.

Es waren zugegen:

Andreas ALFÖLDI
Hansjochem AUTRUM
Kurt BITTEL
Adolf BUTENANDT
Helmut COING
Manfred EIGEN
Theodor ESCHENBURG
Hans-Georg GADAMER
Wolfgang GENTNER
Sir Ernst GOMBRICH
Rolf GUTBROD
Friedrich August VON HAYEK
Rudolf HILLEBRECHT
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
Stephan KUTTNER
György LIGETI
Feodor LYNEN

Heinz MAIER-LEIBNITZ
Golo MANN
Karl RAHNER
Walter ROSSOW
Theodor SCHIEDER
Bruno SNELL
Emil STAIGER
Sir Ronald SYME
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN
Franz WIEACKER
Maria WIMMER
Hans WIMMER

In den Sitzungen wurde über Zuwahlen in- und ausländischer Mitglieder und über interne Ordensangelegenheiten gesprochen.

Am Abend des 29. Mai 1978 gab der Rektor der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität Bonn, Herr Professor Dr.-Ing. Aloys HEUPEL, für die Mitglieder des Ordens und ihre Damen einen Empfang. Am 30. Mai waren sie Gäste des Herrn Bundespräsidenten im Hotel Königshof. Mit dem traditionellen Abendessen und Beisammensein auf Einladung des Bundesministers des Innern, Herrn Professor Dr. Werner MAIHOFER, endete die Ordenstagung.

Bundespräsident WALTER SCHEEL hielt beim Mittagessen mit den Mitgliedern des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste folgende Ansprache:

Sehr verehrter Herr Ordenskanzler,
meine Damen und Herren!

Im vorigen Jahr haben Sie die Kapitelsitzung Ihres Ordens nach Frankfurt verlegt. Die Paulskirche gab der öffentlichen Veranstaltung einen eindrucksvollen Rahmen. Wenn Sie Ihre Sitzungen nicht ausschließlich in Bonn abhalten, so tragen Sie damit dem Geist unserer föderalistischen Verfassung Rechnung und unterstreichen die geistige und kulturelle Eigenart der Bundesländer.

Dennoch, wir Bonner, wenn ich das so sagen darf, freuen uns, daß Sie sich diesmal wieder für die Bundeshauptstadt entschieden haben. Wir können Ihnen keine Paulskirche bauen. Aber daß man in Bonn nicht nur Politik macht, sondern daß hier Kunst und Wissenschaft schon immer in Ehren gehalten wurden, das werden auch die Frankfurter nicht bestreiten.

Ich kann jedenfalls sagen, daß ich mich immer wieder auf das Zusammensein und auf die Gespräche mit Ihnen freue. Stets habe ich das Besondere dieses Kreises empfunden, in dem Ungezwungenheit und Würde sich harmonisch verbinden.

Die Mitglieder dieses Ordens haben jeder für sich Ungewöhnliches geleistet; sie sind hochangesehene Wissenschaftler und Künstler, die sich mit gegenseitiger Achtung begegnen. Aber das ist noch nicht alles. Das wurde mir erneut deutlich, als ich bei der Vorbereitung einer Ansprache zum 75jährigen Bestehen des Deutschen Museums an Gedanken erinnert wurde, die Alexander von Humboldt, auf dessen Anregung dieser Orden gestiftet wurde, in der Vorrede zum »Kosmos« niedergeschrieben hat.

Ich gehe nicht davon aus, daß Sie zu den regelmäßigen Lesern aller meiner Reden gehören. Dazu sind die Anlässe, zu denen

ich mich zu äußern habe, zu vielfältig und gewiß auch von zu unterschiedlichem Gewicht.

Beim 75. Geburtstag des Deutschen Museums habe ich die Gefahren eines einschichtigen, naturwissenschaftlichen, technischen, wirtschaftlichen Denkens beschrieben und daran erinnert, daß Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Politik ein einziges großes System bilden, das seinerseits mit der Natur ein Gesamtsystem bilden muß, soll die Lebensgrundlage der Menschen erhalten bleiben. Dieser Gedanke liegt auch der Ausstellung »Unsere Welt – ein vernetztes System« zugrunde, die gegenwärtig im Deutschen Museum gezeigt wird. Bei einem unvoreingenommenen Betrachter könnte sie den Eindruck erwecken, hier würden Zusammenhänge aufgedeckt, die frühere Generationen nicht gesehen haben.

Nun, beispielsweise Alexander von Humboldt kann uns da eines anderen belehren. Mit dem »Entwurf einer physischen Weltbeschreibung Kosmos« hatte er sich ja gerade die Aufgabe gestellt, »die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhang, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen« und Goethes Satz »Bezüge sind das Leben« – was ist er anderes als eine Verdeutschung der Forderung nach einem »vernetzten Denken«.

Der Vorstellung, die Alexander von Humboldt von einer menschlichen Gemeinschaft hatte, die in ihrer Zusammensetzung »die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes« widerspiegelt, hat er in dem Entwurf der Satzungen des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste Rechnung getragen. Er, als einer der hervorragendsten Naturwissenschaftler seiner Zeit, suchte das Gespräch mit

den Geisteswissenschaftlern, und da für ihn der Umgang mit der Kunst ein selbstverständlicher Teil des Lebens war, sollte die Gemeinschaft, die ihm vorschwebte, natürlich auch Künstler einbeziehen. Ausgewogenheit wollte er dadurch sicherstellen, daß Natur-, Geisteswissenschaft und Kunst mit je 10 Repräsentanten vertreten sind.

Die Humboldtsche Konzeption ist bis heute erhalten. Wen kann es wundern, daß auch die Humboldtsche Idee von der Einheit von Natur und Geist in diesem Kreis weiterlebt. So ist dieser Orden Ausdruck seiner Vorstellung des Kosmos des menschlichen Geistes. Dasselbe meinte Theodor Heuss, als er den Orden einen »Areopag des Geistes« nannte.

In meiner Münchner Rede habe ich es als das »große geistige Abenteuer« unserer Zeit bezeichnet, alles, was wir als einzelnes zu sehen gewohnt waren, wieder in seinem größeren Zusammenhang zu begreifen. Es wäre mir eine große Ermutigung und Bestätigung, wenn Sie als Gemeinschaft Ihren Teil dazu beitragen könnten, daß der Zusammenhang von Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Geist, Sittlichkeit und Politik gefördert wird. Ein erster Schritt in diese Richtung könnte das Gespräch werden, das Sie auf Ihrer Herbsttagung in Augsburg führen wollen. Ihr Gesprächskreis erscheint mir dafür ideal. Seine Zusammensetzung läßt mich hoffen, daß die Diskussion um die Grundwerte unserer Gesellschaft, um die es ja geht, neue Impulse erhält. Sie haben mich eingeladen, an diesem Gespräch teilzunehmen. Dafür danke ich Ihnen.

Ich trinke auf die hohe Tradition des Ordens und auf seine Zukunft; auf das Wohl der anwesenden und abwesenden Mitglieder.

In seinem Dankwort führte der Ordenskanzler unter anderem folgendes aus:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
sehr verehrte Frau Dr. Scheel!

Der Orden freut sich, in diesem Jahre wieder bei Ihnen in Bonn zu sein. Sie haben gesagt: »Wir können Ihnen keine Paulskirche bauen.« Aber so sehr wir, der föderativen Struktur unseres Staates entsprechend, bereit sind, von Zeit zu Zeit auch in anderen Bundesländern die öffentliche Sitzung abzuhalten, fühlt sich der Orden doch seit dem Jahre seiner Wiederbelebung, also seit 1952, in Bonn im eigentlichen Sinne zuhause.

Ihre Ansprache zum fünfundsiebzigjährigen Bestehen des Deutschen Museums in München haben wir sehr aufmerksam gelesen. Sie betonten dabei, daß Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft und Politik ein einziges großes System bilden, eine Einheit, die es im Bewußtsein wiederzugewinnen gelte. Diese Tatsache und diese Forderung sind unbestreitbar.

Andererseits erfahren wir aber auch, daß das zu erfüllen und mit entsprechenden Inhalten zu versehen in einer Zeit, die durch Spezialisierung, durch auseinanderstrebende Kräfte, durch den Mangel gegenseitigen gutwilligen Verstehens und gegenseitiger Achtung gekennzeichnet ist, alles andere als leicht, sondern im Gegenteil eine sehr schwere Aufgabe ist. Sie haben Alexander von Humboldt zitiert, der diese Einheit nicht nur sah, sondern auch in seinem Sinne verwirklichte. Er hatte es darin zu seiner Zeit noch entschieden leichter als wir. Er hat aber die Fundamente unseres Ordens gelegt, Fun-

damente, die wir zu erhalten, zu pflegen und den heutigen Anforderungen anzupassen beständig bemüht sind – eine Aufgabe, die uns immer wieder mit hoher Befriedigung erfüllt. Wir sind sehr glücklich, daß Sie, sehr verehrter Herr Bundespräsident, zu unserer internen Ordenssitzung im Herbst nach Augsburg kommen und dort mit uns eine Aussprache über diese und ähnliche Fragen pflegen werden.

Zwischentagung

Die inoffizielle Tagung der Ordensmitglieder fand vom 30. September bis 3. Oktober in Augsburg statt.

Es nahmen teil:

Hansjochem AUTRUM
Kurt BITTEL
Helmut COING
Theodor ESCHENBURG
Wolfgang GENTNER
Walther GERLACH
Sir Ernst GOMBRICH
Rolf GUTBROD
Rudolf HILLEBRECHT
George F. KENNAN
Sir Hans Adolf KREBS
Golo MANN
Heinz MAIER-LEIBNITZ
Gerd MEYER-SCHWICKERATH
Carl ORFF
Walter ROSSOW

Bruno SNELL
Emil STAIGER
Sir Ronald SYME
Carl Friedrich Frhr. von WEIZSÄCKER
Franz WIEACKER
Hans WIMMER

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG
Frau Irmgard SUCHANEK.

Zu Beginn der Sitzung am 1. Oktober überreichte der Ordenskanzler vor versammeltem Kapitel Herrn MEYER-SCHWICKERATH die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Die Überreichung des Ordenszeichens erfolgt bei der Öffentlichen Sitzung 1979.

Informell wurde über anstehende Nachwahlen und andere interne Ordensangelegenheiten gesprochen.

Am Nachmittag des 1. Oktober traf der Herr Bundespräsident zu einem eingehenden Gespräch mit den Ordensmitgliedern über Fragen des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik in Augsburg ein. Die Ordensmitglieder zeigten sich über den Besuch des Protektors des Ordens sehr erfreut. Der Herr Bundespräsident dankte seinerseits dem Orden für die Gesprächsmöglichkeit.

Am Abend des gleichen Tages hatte der Oberbürgermeister der Stadt Augsburg, Herr Hans BREUER, die Ordensmitglieder und ihre Damen zu einem eigens für den Orden veranstalteten Kammerkonzert ins Schaezlerpalais eingeladen. Von diesem Konzert waren alle Teilnehmer tief beeindruckt. Bei einer

Stadtrundfahrt mit anschließendem Empfang im Alten Rathaus am Nachmittag des 2. Oktober lernten die Ordensmitglieder und ihre Damen die Sehenswürdigkeiten von Augsburg kennen.

Bei dem abendlichen Beisammensein berichtete Herr AUTRUM in einem farbenreichen Vortrag über seinen Werdegang als Wissenschaftler und über die Ergebnisse seiner Forschungen.

BILDTEIL



Ordenstagung in Bonn
Sitzung der Ordensmitglieder im Palais
Schaumburg am 29. Mai 1978

Von links nach rechts:
Hans Wimmer, Karl Rahner, Bruno Snell (dahinter),
Golo Mann, Maria Wimmer, Friedrich August von Hayek,
Adolf Butenandt, Hans-Georg Gadamer, Sir Hans Adolf Krebs,
Rolf Gutbrod, Theodor Eschenburg, Walter Rossow,
Feodor Lynen, Manfred Eigen



Ordenstagung in Bonn
Sitzung der Ordensmitglieder im Palais
Schaumburg am 29. Mai 1978

Von links nach rechts:
Stephan Kuttner, Andreas Alföldi, Maria Wimmer,
Theodor Schieder, Friedrich August von Hayek, Helmut Coing,
Sir Ernst Gombrich, Adolf Butenandt, Hansjochem Autrum,
Bartel Leendert van der Waerden, Hans-Georg
Gadamer, Emil Staiger



Ordenstagung in Bonn am 29. Mai 1978
Gespräch mit dem Protektor des Ordens, Bundespräsident
Walter Scheel, im Palais Schaumburg

Von links nach rechts:

Hansjochem Autrum, Bartel Leendert van der Waerden,
Emil Staiger, Hans-Georg Gadamer, der Bundespräsident, Franz Wieacker,
Sir Hans Adolf Krebs, György Ligeti, Rolf Gutbrod, Feodor Lynen,
Manfred Eigen, Staatssekretär Paul Frank,
Ministerialrat Rudolf König, Golo Mann, Ministerialdirektor
Paul Döring, Rudolf Hillebrecht, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Andreas Alföldi, Maria Wimmer



Ordenstagung in Bonn am 29. Mai 1978
Gespräch mit dem Protektor des Ordens, Bundespräsident
Walter Scheel, im Palais Schaumburg

Von links nach rechts:

Sir Ronald Syme, Ministerialdirektor Paul Döring,
Rudolf Hillebrecht, Ordenskanzler Kurt Bittel, Wolfgang Gentner,
Friedrich August von Hayek, Helmut Coing,
Sir Ernst Gombrich, Adolf Butenandt,
Hansjochem Autrum, Bartel Leendert van der Waerden,
Emil Staiger, Hans-Georg Gadamer, der Bundespräsident,
Franz Wieacker, Sir Hans Adolf Krebs



Öffentliche Sitzung am 30. Mai 1979
in der Aula der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität
in Bonn

Von links nach rechts (Erste Reihe):
Oberbürgermeister Dr. Hans Daniels, Prof. Dr.-Ing. Aloys Heupel,
Bundestagspräsident Prof. Dr. Karl Carstens, Frau Bittel, Bundespräsi-
dent Walter Scheel, Ordenskanzler Kurt Bittel



Öffentliche Sitzung am 30. Mai 1978
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität
in Bonn

Von links nach rechts (Erste Reihe):
Emil Staiger, Maria Wimmer, Hansjochem Autrum, Pierre Boulez,
Sir Ernst Gombrich, Friedrich August von Hayek.
Zweite Reihe: Hans Wimmer, Rolf Gutbrod, Helmut Coing



Interne Ordenstagung am 1. Oktober 1978
Eintreffen des Bundespräsidenten
im Hotel Drei Mohren in Augsburg

Von links nach rechts:
Rudolf Hillebrecht, der Bundespräsident, Ordenskanzler Kurt Bittel,
Oberbürgermeister Hans Breuer



Interne Ordenstagung am 1. Oktober 1978
in Augsburg
Besuch des Bundespräsidenten Walter Scheel

Von links nach rechts:
Gerd Meyer-Schwickerath, Hansjochem Autrum, Golo Mann,
Ordenskanzler Kurt Bittel, der Bundespräsident



Überreichung des Ordenszeichens an Hans Hartung
am 25. Oktober 1978

Links: Kurt Bittel, rechts: Hans Hartung

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN
UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. März 1979

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
1970: Altmitglied	
GERHARD MARCKS IN KÖLN	BILDHAUER
1972: Altmitglied	
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN	MATHEMATIKER
1972: Altmitglied	
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER
1971: Erster Vizekanzler	des Ordens
HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM	ARCHÄOLOGE
1971: Kanzler des Ordens	
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	BIOCHEMIKER

FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
WALTHER GERLACH IN MÜNCHEN	PHYSIKER
KARL RAHNER IN MÜNCHEN	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG- ZIEGELHAUSEN	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
FEODOR LYNEN IN MÜNCHEN	CHEMIKER
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTSPLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER
MARIA WIMMER IN MÜNCHEN	SCHAUSPIELERIN
WOLFGANG GENTNER IN HEIDELBERG	PHYSIKER
1976: Zweiter Vizekanzler des Ordens	
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG	KOMPONIST
PETER HUCHEL IN STAUFEN/BR.	SCHRIFTSTELLER
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN WACHTBERG-PECH	PHYSIKER
HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
BRUNO SNELL IN HAMBURG	KLASSISCHER PHILOLOGE
GERD MEYER-SCHWICKERATH IN ESSEN- BREDENEY	OPHTHALMOLOGE

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

In der Reihenfolge ihrer Zuwahl

Stand: 31. März 1979

OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE, SCHWEIZ	MALER UND GRAPHIKER
CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF IN BRÜSSEL, BELGIEN	HISTORIKER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONSWISSEN- SCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERARHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
HIDEKI YUKAWA IN KYOTO, JAPAN	PHYSIKER
MARINO MARINI IN MAILAND, ITALIEN	BILDHAUER UND GRAPHIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
ALBIN LESKY IN WIEN, ÖSTERREICH	KLASSISCHER PHILOLOGE

ANDREAS ALFÖLDI IN PRINCETON, USA	ALTHISTORIKER
SIR HANS ADOLF KREBS IN IFFLEY, OXFORD, ENGLAND	BIOCHEMIKER
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
RAYMOND ARON IN PARIS, FRANKREICH	SOZIOLOGE
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
FRIITZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
RICHARD ETTINGHAUSEN IN PRINCETON, USA	KUNSTHISTORIKER
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK IN FREIBURG	NATIONALÖKONOM
VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER

Nach dem 25. Februar 1978 sind verstorben

ÉTIENNE GILSON	19. September 1978
BERNHARD KARLGREN	20. Oktober 1978

BILDNACHWEIS

Prof. Dr. Georg Ostrogorsky: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1 . . .	17
Prof. Dr. Thrasybulos G. Georgiades: Privatfoto	
Prof. Gutbrod	25
Prof. Dr. Emil Karl Frey: Unbekannt	35
Prof. Dr. h. c. Carl Zuckmayer: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	51
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	127
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	128
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	129
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	130
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	131
Ordenstagung in Bonn 1978: Bundesbildstelle, 5500 Bonn 1	132
Interne Ordenstagung in Augsburg 1978: Fred Schöllhorn, Gieseckestraße 5b, 8900 Augsburg	133
Interne Ordenstagung in Augsburg 1978: Fred Schöllhorn, Gieseckestraße 5b, 8900 Augsburg	134
Übergabe des Ordenszeichens an Hans Hartung: Privatfoto	
Prof. Gutbrod	135

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1978

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Kurt Bittel	7
Georg Ostrogorsky. Gedenkworte von Sir Ronald Syme	15
Thrasybulos G. Georgiades. Gedenkworte von Hans-Georg Gadamer	25
Emil Karl Frey. Gedenkworte von Adolf Butenandt	33
Carl Zuckmayer. Gedenkworte von Emil Staiger	49
George F. Kennan: Deutschland im 20. Jahrhundert. Eindrücke eines ausländischen Beobachters	59
Übergabe des Ordenszeichens an Hansjochem Autrum	77
Übergabe des Ordenszeichens an Pierre Boulez	80
Übergabe des Ordenszeichens an Sir Ernst Gombrich	83
Übergabe des Ordenszeichens an Friedrich August von Hayek	86
Übergabe des Ordenszeichens an Bruno Snell	90

Anhang

Vortrag von Heinz Maier-Leibnitz auf der internen Ordens- tagung in Celle am 17. Oktober 1977: Beherrschungssystem der Forschungsförderung und andere unlösbare Probleme	95
--	----

Aus der Chronik des Ordens 1978	109
1. Zuwahlen	110
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder	
Hansjochem Autrum · Pierre Boulez · Sir Ernst Gombrich · Friedrich August von Hayek · Bruno Snell	111
Hans Hartung	112
3. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn	115
Zwischentagung in Augsburg	121
4. Bildteil	
Ordenstagung in Bonn	127
Zwischentagung in Augsburg	133
Übergabe des Ordenszeichens an Hans Hartung	135
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. März 1979)	137
Bildnachweis	145

© 1979 · Verlag Lambert Schneider · Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:
C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

ISSN 0475 – 145 X

